

JASSY TORRUND

# RESURREXIT!

**Jassy Torrund**

**Resurrexit!**

**Episode aus einem Menschenleben**

---

Aus: Westermanns Monatshefte, Illustrierte deutsche Zeitschrift für das geistige Leben der Gegenwart, 53. Jahrgang, 106. Band, I. Teil, April 1909 bis Juni 1909, Druck und Verlag Georg Westermann, Braunschweig

---

*Bibliothek von ngiyaw eBooks*

## Resurrexit!

Er sitzt allein im *Coupé*; die Hand, die das aufgeschlagene Brevier hält, liegt reglos auf seinen Knien, seine Augen starren auf die vorüberfliegende novemberliche Landschaft — abgeerntet, kahl, öde wie sein eignes Leben. Seine rastlosen Gedanken spinnen den grauen Faden aus der durch fremde Tragik und eigne Schuld zerstörten Vergangenheit in die leere Zukunft hinein, und das Stampfen und Dröhnen der Eisenbahn, das so gefällig sich unsrer jeweiligen Stimmung anpaßt, schlägt ihm den Takt dazu.

Er kommt geradeswegs aus der geistlichen Strafanstalt, wo er wegen Trunksucht und Vergehens im Amt interniert war. Seine Zeit war längst um — ein freiwilliger Büsser blieb er über Jahr und Tag noch im Kloster, bis eines Tags ihn doch wieder die Sehnsucht packte. Nach der freien Gotteswelt da draußen; nach den Menschen, die keine wandelnden Schemen waren wie die dem Leben abgestorbenen frommen Klosterbrüder; die noch litten und sündigten und kämpften, wie er gelitten und gesündigt hatte; nach

Betätigung seiner brachliegenden Kräfte in der Seelsorge.

Sein Gesuch beim Bischof ward in Gnaden bewilligt und Franz Joseph Reyth zum Vikar des weltentlegenen kleinen Gebirgsdorfes Moosbach ernannt.

Etwas wie der Schimmer eines Lächelns glimmt bei dieser Vorstellung in seinen schwermütigen Augen auf. Seine Führung war tadellos, sein Zeugnis muß ungewöhnlich gut gewesen sein; vielleicht hat auch der Prior ein lobendes Wort für ihn eingelegt, daß Seine Bischöfliche Gnaden ihn nicht als abhängigen Kaplan einem Pfarrer zugeteilt, sondern ihm vertrauensvoll eine beinahe selbständige Stellung angewiesen hat. Die Einsamkeit ist ihm gerade recht; Berge, Wälder und eine Handvoll derbe urwüchsige Bauern — mehr verlangt er ja nicht. Die Moosbacher Pfarre ist verrufen als der ärmsten eine: das Haus alt und baufällig, die Wirtschaftsgebäude verwahrlost, das Einkommen schmal — was verschlägt's ihm! Ein paar Felder und Wiesen gehören immerhin dazu, er wird arbeiten, er muß es, um über die gähnende Leere seines Innern hinwegzukommen, den sehnsüchtigen Menschen in ihm totzumachen.

Der Zug hält an einer kleinen Station. Für ein paar Minuten verstummt das ohrenbetäubende Dröhnen,

und auch Franz Josephs Gedanken machen eine Pause. Seine Augen sehen wieder, was draußen ist: den kleinen Bahnhof, in erkennbarer Ferne ein Dorf, die rotgedachte Kirche, daneben ein schmuckes helles Haus mit grünen Läden als einzigen farbenfrohen Fleck in dem trostlosen verwaschenen Graubraun der Novemberstimmung.

Kirche und Pfarrhaus — seine Gedanken machen einen weiten Sprung. Einen Jugendfreund hatte er, den Kantorssohn; der sitzt seit Jahren auf seiner hübschen schmucken Pfarre draußen in der Mark. Er hat ihn vor Zeiten einmal besucht: seine kleine fröhliche Frau klirrt mit ihrem Schlüsselbund durchs Haus, und im Dämmern, wenn die gebratenen Äpfel in der Röhre zwischen, schiebt der Kollege von der andern Fraktion Würde und Predigtbücher beiseite und lacht und tollt mit seinen übermütigen blonden Buben um die Wette, und keine abgründige Leere gähnt in seinem Innern, keine schwarzen Gedanken und trostlosen Erinnerungen kriechen dem Glücklichen aus den Winkeln seines Hauses wie Schatten entgegen.

Ein stöhnender Seufzer hebt die Brust des Einsamen.

Ja, mit dem zusammen, dem Jugendkameraden, hat er einst gehofft und geträumt und schimmernde

Luftschlösser gebaut. Das letzte Jahr im Gymnasium, die ersten Semester aus der Universität — er studierte Naturwissenschaften — haben sie beide in vertrauten Stunden von ihrer heimlichen Liebe geschwärmt und sich die ferne Zukunft in glänzenden Wunderfarben ausgemalt.

Da war seine Cousine, die schlanke feine Ruth mit den goldbraunen Augen und dem süßen roten Mund, den er ein einziges Mal im Scherz beim Pfänderspiel geküßt.

Vorbei — sie hat längst geheiratet, einen Gutsbesitzer drüben im Böhmischen.

Es kam so anders, als sie beide einst geträumt. Franz Josephs einzige Schwester verlobte sich mit einem armen Offizier; die Kautio n sollte aufgebracht werden, zu der das elterliche Vermögen nur langte, wenn der Sohn auf sein Erbteil verzichtete. Er liebte die Schwester zärtlich, er war bereit, ihrem Glück das Opfer zu bringen. Aber er sollte noch mehr tun. Auch eine standesgemä ße Aussteuer brauchte die Schwester, gerade jetzt, wo der Sohn so viel kostete und im grübelnden Hirn der sorgenvollen Mutter sprang ein alter Plan, ein fast vergessenes Erinnern auf. Als Franz Joseph geboren wurde, sagte man halb im Scherz, daß es leicht sein würde, für seine Zukunft zu sorgen. Er

brauchte sich nur dem geistlichen Stande zu widmen, dessen Studium durch ein reiches Familienstipendium gesichert war. Mit den Jahren und Franz Josephs in so ganz anderer Richtung wachsenden Neigungen entsprechend, war die Sache in Vergessenheit geraten. Jetzt in einer schlaflosen Nacht fielen der Mutter die seit Jahren ungenutzt ruhenden Tausende des Familienfonds ein. Wenn die hier helfen könnten? Ein Studium oder das andre, was verschlug's dem Sohn, dem Bruder, der durch ein kleines Opfer das Lebensglück der Schwester sichern konnte? Vielleicht fehlte ihr selbst, die aus einer strengfrommen Familie stammte, deren Mitglieder sich vielfach dem geistlichen Stande gewidmet, das richtige Verständnis für die Tragweite ihres Wunsches; vielleicht überwog auch ihre blinde Vorliebe für die schöne, lebensfrohe, gefeierte junge Tochter gegenüber dem ernsten, in sich gekehrten Sohn; sie faßte sich ein Herz und redete mit ihrem Jungen. Ein glattes Nein war die Antwort. »Ich kann nicht, Mutter!« Kein Wort weiter. Und seufzend begrub die Mutter ihre Hoffnungen.

Fünf Monate später starb plötzlich unerwartet der Vater. Auf einmal war Franz Joseph das Haupt der Familie, und in diesen Tagen tiefster seelischer Erschütterung überkam den Dreiundzwanzigjährigen das Gefühl ungeheurer Verantwortlichkeit für die zwei

schwachen Frauen, die nunmehr auf ihn allein als ihren Berater, Helfer und Ernährer angewiesen waren. Und zugleich eine Anwendung heldenhaften Opfermutes. Um ihren fassungslosen Schmerz zu lindern, ihre Tränen zu trocknen, hätte er willig sein Leben hingegeben, um wieviel leichter nicht ein Leben der Entsagung! Der reife, der vom Leben gebrochene Mann seufzte. Er wußte jetzt, daß es leichter ist, in einer heldenmütigen Aufwallung sein Leben hinzugeben, als es im täglichen aufreibenden, zermürbenden Kampfe gegen das eigene Ich langsam verbluten zu lassen.

Und was der Mutter Bitten und drängendes Zureden vor einem halben Jahre niemals vermocht hätte, das bewirkte in diesen Trauertagen das erwachende Pflichtgefühl des Mannes. Franz Joseph Reyth entsagte seinem kostspieligen Studium und sattelte um; von dem Moment an hatte er die reichen, seit Jahren um Zinseszins gewachsenen Mittel in Händen, und das tröstliche Bewußtsein, der durch den Tod ihres Gatten gebrochenen Mutter den Lebensabend zu erleichtern, der heißgeliebten Schwester Glück sichern zu können, half ihm über die ersten schweren Jahre hinweg. Er lebte sich ein. Der elastische Sinn der Jugend, sein klarer, reicher Geist, der sich auch die neuen Daseinswerte schnell zu eigen machte, und nicht



zuletzt eine tiefe innere Frömmigkeit erleichterten es ihm, milderten die Härten, überbrückten Abgründe. Wie blind und taub stürmte er damals vorwärts; nur nicht zurückblicken, nicht nachdenken über das, was außerhalb seines neuen Berufes lag!

Nur einmal, kurz vor den letzten Weihen kam eine Krise. So erdrückend schwere Bedenken, so ungeheure Skrupel, daß der gequälte junge Mensch sich einem nahen Verwandten seiner Mutter offenbarte. Der versuchte sein möglichstes im gütlichen Zureden; er kannte die Lage der Familie, wußte, was auf dem Spiele stand, und daß, wenn Franz Joseph versagte, er mit dem eignen Geldbeutel einspringen müsse. Als alles Beschwichtigende nichts half, zitterte er die Mutter, und die stumme zitternde Hilflosigkeit der alten Frau, die Tränen in ihren müdgeweinten Augen bewirkten noch einmal, daß die in verzweifelten Seelenkämpfen erhobenen Arme des Sohnes wehrlos niedersanken und die Hände sich ergeben falteten. Die Familie verließ ihn, Mutter und Schwester kehrten sich wider ihn — so mochte Gottes Barmherzigkeit ihn halten und behalten!

Er wurde ruhiger. Der Tag der Priesterweihe kam. Seine feierliche Primiz im Kreise der ganzen Familie, die ihn wie einen Heiligen ansah und verehrte, den Märtyrer, der bestimmt ist, das Kreuz zu tragen, damit

die Seinen entlastet und sorgenlos durchs reiche, schöne Leben gehen mögen.

Es kamen die Tage der Freiheit nach den strengen, entsagungsvollen Jahren des Alumnats, eine Freiheit, mit der der junge Kaplan nichts mehr anzufangen wußte.

Zuerst ging alles gut. Er hatte einen verständigen, menschenfreundlichen Pfarrer, der seine Leidensgeschichte kannte und ihm das gab, was ihm am meisten not tat: ein Heim und eine Aussprache. Doch sein treuer geistlicher Vater verlor das Augenlicht und mußte sich von der Seelsorge zurückziehen, und Franz Joseph kam in ein großes Dekanat, dessen Inhaber, mit Arbeit überhäuft, sich nicht um die jungen Leute kümmerte, jedem seinen Wirkungskreis zuteilte und im übrigen ihn seine eignen Wege gehen ließ. Kein Heim und kein Anschluß, kein Interesse und keine Teilnahme für die rein menschlichen Angelegenheiten seiner Unterstellten, und das gerade zu einer Zeit, wo es langsam offenbar ward, daß das mit unsäglichen Opfern erkaufte Glück der Schwester nur falsches Truggold gewesen. Von Jahr zu Jahr gestaltete die junge Ehe sich trostloser. Es war, als ob kein Segen auf diesem Bündnis ruhe, so heiß der Bruder auch Gottes Segen täglich darauf herabflehte — als

Quittung für die eigne ungeheure Entsagung. Und eines Tags, bald nach dem Tode der Mutter, kam es zur Trennung dieser Ehe. Der Welt und dem geistlichen Bruder zuliebe wurde noch ein Mäntelchen darübergerhängt, es hieß: der Oberleutnant Richter habe sich freiwillig zur Schutztruppe gemeldet und sei für drei Jahre nach Südwestafrika beurlaubt. In Wirklichkeit blieb Edith mit ihrem Kinde als geschiedene Frau zurück — ein zerbrochenes Leben; und als nach Jahr und Tag die Kunde kam, daß Hauptmann Richter auf dem Transport nach der Küste einem hitzigen Wundfieber erlegen sei, folgte die zarte, kränkelnde Frau dem immer noch Geliebten binnen weniger Monate im Tode nach. Die kleine zwölfjährige Eva blieb als Waise zurück.

Dieser letzte Teil des Dramas spielte sich ab, während Franz Joseph Reyth schon seine Strafzeit verbüßte. Die Erkenntnis, daß sein Opfer umsonst gebracht und sein junges Leben eines unseligen Irrtums wegen in falsche Bahnen gelenkt und auf immer zerstört sei, hatte ihn dazu getrieben, seine einsamen Abende im Wirtshause totzuschlagen und im Alkohol das Vergessen einer unerträglichen Wirklichkeit zu suchen. Die Gesellschaft, in die er geraten war, tat ein übriges, ihn immer tiefer herabzuziehen und zu verstricken, und das Ende vom

Liede war ein von Bischöflichen Gnaden zudiktiertes zweijähriges Strafinternat im Kloster St. Augustin auf dem Kapellenberge.

Harte Jahre. Jahre, die nicht wie Kriegsjahre, mit tausend neuen, sei's auch brutaleren Lebenswerten erfüllt, doppelt zählen, sondern in ihrer frucht- und tatenlosen Leere sich zehnfach dehnen.

Anfangs schien es, als wolle der Unglückliche einer stumpfen Apathie verfallen, die für seinen Verstand und sein Leben gleicherweise fürchten ließ. Dann, allmählich, unter dem sänftigenden Einfluß eines greisen gütigen Mönches, raffte er sich auf und rang als Büsser und Kämpfer mit der verheerenden Leidenschaft. In all dieser Zeit war er blind und taub für die Vorgänge der Außenwelt, bis die Nachricht vom Tode seiner Schwester ihn jäh emporriß. Sein erstes Interesse, das sich langsam wieder der Welt und dem Leben zuwandte, galt dem verwaisten Kinde, das eine entfernte Verwandte, eben jene Cousine Ruth, die der junge Naturwissenschaftler einst geliebt, sich ohne langes Besinnen in ihr eignes kinderreiches Haus drüben in Deutschböhmen heimgeholt hatte. Für den freiwilligen Einsiedler in St. Augustin mochte hierin wohl etwas tief Beschämendes liegen, etwas, das nach und nach den Entschluß in ihm reifen ließ, diese neue Pflicht, die das Leben noch für ihn in Bereitschaft

hielt, auf seine eignen kräftigen Schultern zu nehmen. So kam es, daß er nach fast fünfjähriger Zurückgezogenheit als ein reifer, geläuterter, aber von schwerer Last gebeugter Mensch ins Leben zurücktrat. Wie würde die Welt ihn, den Sünder, den Büßer, aufnehmen?

Weder leichte noch fröhliche Gedanken waren demnach die Weggefährten seiner Seele auf diesem, seinem zweiten Einzug ins Leben. Und nun kam beim Anblick von Kirche und Pfarrhaus mit der Erinnerung an den glücklichen Jugendfreund als Drittes die tausendmal durchdachte Erwägung: wie hätte alles so anders, so leicht und hell und fröhlich sein können ohne dies eigenmächtige Eingreifen der Seinen in sein Schicksal, ohne die harte Tragik, die wie ein stürzender Felsblock den sorglos sprudelnden Quell seiner Jugend in ein andres Bett drängte — ein enges, dunkles, steiniges, in dem er nun müden Fußes und wunden Herzens wandern sollte bis ans ferne Erdenziel.

Es kam ihm nicht in den Sinn, jetzt, da er aller Familienbande ledig, frei und allein dastand, sein Joch abzuwerfen. Zu tief war er von der erhabenen Würde des Priesteramts durchdrungen, von der ewigen Unlösbarkeit der heiligen Weihen, von der keine Gewalt des Himmels oder der Erde ihn je entbinden

konnte. Es war auch kein Trotz und Zorn in ihm, kein knirschendes Sichaufbäumen gegen das Schicksal — nur eine tiefe, hoffnungslose, müde Traurigkeit.

So kam er ans Ziel.

Zwei Wagen hielten an der Station. Sie holten ihn also doch ab, ihren neuen Pfarrer.

Er hatte das kaum erwartet. So weltentlegen das Nest war, seine dummschlauen Bauern würden sich schon orientiert haben, welcher Art ihr neuer Pfarrer sei, woher er käme. Und da hatten sie's ja erfahren: ein geheilter Säufer, ein Büsser aus der bischöflichen Straf- und Zwangsanstalt. Er sah im Geiste förmlich ihre geringschätzigen Mienen.

Und dennoch holten sie ihn ab!

Der Schulze trat vor, ein älterer Mann mit dem harten, verschlossenen Bauerngesicht und den ruhigen Augen, die ihren geraden Weg seit Jahrzehnten unbekümmert um alle Welthändel verfolgt hatten. Neben ihm ein paar andre, alle in feierlichem Schwarz.

Eine Ansprache wurde gehalten, eingelernte nichtssagende Worte, die der neue Pfarrer mit ein paar kurzen höflichen Sätzen erwiderte. Keine Wärme hüben wie drüben. Keine Freude, kein Vertrauen. Die Gemeinde braucht einen Pfarrer, der Bischof schickt ihn. Die Gemeinde ist arm, kann nicht viel aufbringen.

Der Bischof schickt, was er auf Lager hat. Zufällig einen entlassenen Sträfling, einen gebesserten Säufer. Gut, Punktum. Da ist kein Wort zu verlieren. Wie's Geld, so die Ware. Der harte Bauernmund kneift sich stumm und trotzig ein. Er hat das Sichbescheiden ja nicht erst seit heut' und gestern gelernt. Wird sich ja zeigen, wie der Neue ist.

Der Pfarrer nimmt Platz im Wagen, den Ehrenplatz. Will keiner trotz alles Zuredens neben ihm im Fond sitzen. Ihm gegenüber auf dem Marterbänkl. Was sie reden, hört der Kutscher mit an, der Knecht des Schulzen, der unterm Schutz des vorsintflutlichen Wagendaches dos-à-dos mit seinem Herrn sitzt. 's sind auch keine Geheimnisse. Der Pfarrer tut ein paar Fragen nach Ort und Weg, die Antworten fallen kurz, eintönig wie draußen die schweren Nebeltropfen von den Bäumen. Wenn alles glücklich überstanden und die schwarzen Begräbnisröcke und die feierlichen Amtsmienen abgelegt sind, werden die Bauern einen guten Trunk im Wirtshause tun und einen gemütlichen Schwatz dazu. Daß sie den Neuen einholen, ist gerade so unvermeidliche Geschäfts- und Amtssache, wie daß sie damals dem Alten das letzte Geleit auf den Kirchhof gaben. Dieselben Röcke, dieselben Mienen, dieselben Gedanken langen für beides. Was sich der Neue so dabei denkt, danach fragt keiner. Und keiner

sieht, wie den Mann friert. Nicht äußerlich — er hat ja seinen schweren Kragenmantel, und der Schulze hat eigens die neuen Pferdedecken mitgebracht —, innerlich. Wird seine in fünfjähriger Zurückgezogenheit eingerostete Pflugschar scharf genug sein, um in diesen steinigen Boden einzudringen?

Die Fahrt geht endlos. Aus schlechtgehaltenen Landwegen, die wochenlanges Regenwetter beinahe bodenlos gemacht hat, hügel auf und -ab. Der Wagen taumelt aus einem Loch ins andre, das harte Stoßen macht jede Unterhaltung unmöglich. Und gut ist's. Was sollten auch diese drei Menschen, die aus zwei himmelfernen Welten kommen und sich heut' zum erstenmal gegenüber sitzen, miteinander reden?

Der Dorfschulze mit seinen geruhigen Augen unter buschigen Brauen schaut sich den Mann gegenüber an: der sieht eigentlich nicht aus wie ein Saufbruder. Hm! — sie mögen's ihm wohl auch gehörig ausgetrieben haben, die hochwürdigen Patres Franziskaner. Wer weiß noch, wie er sich hält, wenn der nun hier allein auf dem Dorfe sitzt. Na, scharf auf die Finger passen werden sie ihm schon. Einen Säufer können sie hier nicht brauchen. Wär' grad' 'ne Schande für die Moosbacher, die ohnehin mit allem fürliebnehmen müssen und immer hintenangesetzt werden. Mit der



Post, mit der neuen Chaussee, mit allem.

Zwei Stunden? — drei? Der neue Pfarrer hat in dumpfem Hinbrüten, das nur hin und wieder durch ein Wort unterbrochen wird, das Zeitmaß verloren. Klatschende Tropfen, die in rascher Folge an den Fenstern niederlaufen, erschweren den Ausblick. Ein paar Dörfer haben sie passiert. Dann Wald. Dann lange nichts als Nebel, triefende Bäume, kahle graubraune Felder. Ein Haus hebt sich verschwommen aus dem Dunst, ein rotes Dach winkt tröstlich, neugierige Kindergesichter pressen sich an die Scheiben.

»Das ist Moosbach!« spricht der Schulze.

Ein Böller dröhnt — der Pfarrer fährt zusammen. Noch einer — mein Gott! »So feierlich?« sagt er mit dem schwachen zitternden Anflug eines Lächelns, das dem hageren Gesicht etwas unsagbar Kindliches gibt. Der Schultze reckt sich höher. Oh, die Moosbacher wissen, was sie sich selbst und ihrem neuen Pfarrer schuldig sind.

Der Pfarrer weiß auch, wie ein Neuer eingeholt wird, er hat's mehr als einmal miterlebt. Ihm werden sie keine Blumen streuen und keine Lieder singen, das ist gewiß.

Ein Ruck. Der Wagen hält.

»Also, bitt' schön, Hochwürden, da wär'n mer halt!«

Mit einem Satz ist Franz Joseph Reyth draußen, steif und schwerfällig folgen die Bauern. Erstaunt sieht sich der Pfarrer um. Unter der überdachten Treppe, die zu Kirche und Pfarrhaus hinaufführt, ist die Schuljugend aufgepflanzt, dahinter, den kleinen Kirchhof füllend, Kopf an Kopf die Dorfleute. Ein kleiner grauhaariger Mann, der Lehrer, tritt vor, gibt ein Zeichen: der Kantus steigt. Helle und dunkle Stimmen und Stimmchen, schriller Diskant und gröhlender Baß, mehr falsch als richtig — und doch schießt dem Pfarrer das Wasser in die Augen. Das ist mehr, weit mehr, als er erwartet hat. Barhäuptig steht er im eisigen Sprühregen und hört sich das gutgemeinte vielstrophige Lied bis zu Ende an. Dann drückt er dem Lehrer die Hand, und zu den Kindern: »Brav gemacht, liebe Kinder, habt schönen Dank für den freundlichen Willkommen!« In seinem Herzen schwillt die übergroße selbstvergessende Menschenliebe empor, die ihn von Jugend auf beseelt, die ihn Opfer über Opfer bringen ließ, die schuld war, daß sein Leben in unrichtige Bahnen gedrängt wurde, die ihn dann doch wieder tröstete, aufrichtete, indem sie ihm neue Wege wies, die ihm auch jetzt vorwärtshelfen würde.

»Gehen wir in die Kirche!« sprach der

Tiefergriffene und schritt die ausgetretenen Steinstufen hinan, über den kleinen, im Sommer so traulichen, jetzt von Sturm und Herbstregen trostlos verwüsteten Kirchhof.

Er stand vor dem niederen Portal und hob seine Augen und sah armdicke Fichtenkränze mit grellbunten Strohblumen, die sich wie freundliche lichtfrohe Punkte aus dem dunklen Grün hoben. Kränze — *für ihn?* Fast hätte er darob den Kopf geschüttelt; doch er besann sich, betrat gebeugten Hauptes die Kirche und durchschritt den Mittelgang zwischen den altersbraunen Bänken. An den Stufen des Hochaltars kniete er nieder, wenige Minuten nur, zu einem kurzen inbrünstigen Gebet aus tiefstem Herzen. Dann ließ er sich in der Sakristei die priesterlichen Gewänder anlegen und trat, begleitet von den Ministranten, zum erstenmal feierlich an den Altar, wo er in Zukunft täglich das Opfer des neuen Bundes — und mit ihm sein eignes Leben dem Herrn darbringen sollte, hielt eine kurze, von Herzen kommende Ansprache und erteilte zum Schluß den heiligen Segen.

Soweit alles programmäßig, wie sich's die Moosbacher vorgestellt. Dann, nachdem er die kirchlichen Gewänder von sich getan, durchschritt er die Reihen seiner neugierig und atemlos schauenden

Gemeinde und winkte dem Schulzen und den andern, die ihn abholt. Im Vorraum der Kirche blieb er stehen, drückte jedem einzelnen die Hand: »Ich danke Ihnen meine Herren! Geben Sie mir Zeit, mich einzugewöhnen, und haben Sie Nachsicht und ein wenig Vertrauen. So, hoffe ich, werden wir Freunde werden. Ich will alles tun, was in meinen Kräften liegt, der Gemeinde ein treuer Seelsorger zu werden.«

Sie merkten, daß er für heute auf ihre Gesellschaft verzichte; ihnen war's recht. Jetzt kam für sie — im Wirtshause — das vergnügliche Nachspiel des feierlichen Amtsgeschäfts: der längstersehnte Meinungs-austausch über den Neuen.

Im Flur empfing die Wirtin, die ein Freund ihm besorgt, ihren neuen Herrn. Sie führte ihn die Treppe hinauf, öffnete eine Tür und ließ ihn in ein wohldurchwärmtes Zimmer treten, wo der gedeckte Kaffeetisch seiner wartete.

Ein entlassender Wink — und er war allein, zum erstenmal sich selbst und seinen Gedanken überlassen. Er sank auf den nächsten Stuhl und deckte die Hand über die Augen, nicht bloß seelisch, auch körperlich erschöpft von der langen anstrengenden Reise und all den Eindrücken, die nach der Stille und Leere seiner hinter ihm liegenden Einsiedlerjahre doppelt aufregend

auf ihn eingestürmt waren.

So saß er lange, lange, ort- und zeit- und menschenvergessen, eine wehrlose Beute wild durcheinanderwirbelnder Gedanken, ausgewählter Erinnerungen, bis ein feiner schwacher Duft, den der stärkere aromatische des heißen Kaffees bisher nicht aufkommen ließ, ihn aufblicken machte. Da stand mitten auf dem gedeckten Tisch zwischen Kuchenteller und stattlicher Kanne ein großer Topf blühender weißer Alpenveilchen, die ihren zarten, lieblichen Duft in die warme Zimmerluft ausströmten. Erstaunt trat er näher, beugte sich über die Blumen, atmete tief den süßen Wohlgeruch ein. Auch das eine Aufmerksamkeit der Wirtin? Treibhausblumen hier im elenden Gebirgsdorf, meilenfern der nächsten Stadt und Bahnstation?

Ungläubig schüttelte er den Kopf, und doch, als hätte ihn der Duft geweckt, begrüßt, getröstet, kehrte er nicht mehr zu seinen fruchtlosen Grübeleien zurück; ein Schimmer von Mut und Tatkraft leuchtete in seinen Augen auf, belebte sein müdes, verschlossenes Gesicht, elastischer wurden die Bewegungen, mit denen er durchs Zimmer schritt, seine durchnässten Überkleider ablegte und am einladend gedeckten Tische Platz nahm. Was schadete es, daß der Kaffee inzwischen kalt geworden, der Kuchen nur

gewöhnliches Dorfgebäck war, er stand doch von dieser ersten kurzen einsamen Mahlzeit auf als ein Mann, der entschlossen ist, seine Pflicht zu tun, aus seinem ihm noch gebliebenen Lebensrest das Beste zu machen.

Es folgte ein kurzer Rundgang durch Haus und Stall. Franz Joseph Reyth hatte den bescheidenen urväterischen Hausrat seines greisen Vorgängers um geringes Entgelt erstanden, froh daß ihm auf diese Weise zeitraubende Mühe und schwer erschwingliche Ausgaben erspart blieben.

Mit diesem Rundgang waren die offiziellen Aufgaben des heutigen Tages erledigt, der neueingeführte Herr Vikar, Hochwürden, gehörte endlich sich selbst.

Die Klinke in der Hand, war er an der Tür seines Wohnzimmers stehengeblieben.

»Fräulein . . . wie heißen Sie?«

»Karoline Rotter — Lina, bitt' schön, Hochwürden.«

»Also, Fräulein Lina, ich danke Ihnen auch noch für die Alpenveilchen. Die weißen hatte ich immer besonders gern, weil sie so lieb duften.«

Die blasse unscheinbare Person — mehr Neutrum als Weib — schüttelte das Haupt mit dem

festgedrehten fahlblonden »Brummerle« und errötete schwach. »Bitt' schön, die sind nicht von mir, Hochwürden.«

Der Pfarrer lächelte: »So werd' ich mich beim Schulzen oder beim Lehrer bedanken müssen.« Da trat Fräulein Lina beherzt einen Schritt näher. »Herr Pfarrer verzeihen, die Blumen sind auch nicht vom Schulzen oder vom Lehrer, die wissen gar nichts davon. Ich sollt' zwar nichts sagen, aber wenn Hochwürden extra danach fragen: die sind von der fremden Gnädigen, die vorgestern hier war und alles angeordnet und revidiert hat. Und einen Korb Äpfel, ein paar Flaschen Ungarwein, Prager Schinken und eine Ente hat sie auch mitgebracht. Obgleich es nicht nötig gewesen wäre,« setzte die Bescheidene mit einem Anflug von Stolz hinzu, »denn Enten und Hühner haben wir selbst — und ein Schwein werden Herr Pfarrer sich doch auch zulegen mit der Zeit?«

Der Hochwürdige ignorierte die letzte Randbemerkung und fragte überrascht, während ihm ein flüchtiger Verdacht aufschloß und ihm wunderbar ans Herz griff: »Was für eine Gnädige? Wir haben doch keine Patronats Herrschaft, soviel ich weiß?«

Die runden wasserhellen Augen der Wirtin öffneten sich weit. »Na, halt die Frau von Bodenstedt aus

Weidenhof drüben im Böhmischen; sie sagte, sie sei die Cousine vom Herrn Pfarrer, und da hab' ich's halt ruhig hereingelassen. War's etwan nicht richtig?«

»Gewiß, jawohl — meine Cousine,« sagte er hastig. »Also die — — ja, so war sie immer.« Das letzte leiser, nur für sich selbst bestimmt.

Wieder stand er vor den weißen Blumen, die sich schwach aus der beginnenden Dämmerung hoben.

Sie also, Ruth! Nicht mehr Ruth Helmerding, sondern Ruth Bodenstedt, die verheiratete Frau und Mutter. Aber immer noch die alte. Dieselbe sanfte, weiche, fürsorgliche Hand, die er als Junger in fröhlicher Begeisterung geliebt und besungen, die er als Müder, Alternder nicht vergessen konnte. Etwas wie Rührung regte sich in ihm. Mitleid mit sich selbst. Oder Furcht? Er hatte nicht daran gedacht, daß ihres Mannes Beszung Weidenhof kaum zwei oder drei Wegstunden jenseits der Grenze lag. Jetzt fiel's ihm ein. Und eine wunderliche Angst packte ihn. Sollte er die nun wiedersehen? Sie ihn wiedersehen, nach allem, was das Leben aus ihm gemacht? Mein Gott! Er blickte sich um, als wenn er sich verstecken müsse vor den klaren Augen dieser Frau, die ihm einst das Höchste im Leben bedeutet. Die in Liebe und Bewunderung zu ihm aufblickt, und die ihn jetzt



vielleicht verachten würde. Unruhig schritt er durchs Zimmer. Das konnte ihm Moosbach fast schon verleiden, diese nahe Nachbarschaft!

Ein Zwiespalt war in ihm: brennende Scham und ein heißes zorniges Wehgefühl, über das er sich keine Rechenschaft gab. Am Fenster blieb er stehen, die Hand um den Riegel geklammert, die Lippen zusammengepreßt, als wollt' er ein Aufstöhnen unterdrücken. Und wieder, wie in einer unwillkürlichen Ideenverbindung, trat aus dem zähen Grau des Novembernebels das helle rotgedachte Pfarrhaus mit den grünen Läden vor sein geistiges Auge. Läden, die das trauliche Lampenlicht des warmen fröhlichen Heims gegen die finstre Herbstnacht draußen abschlossen und den Augen des Einsamen die schattenhaft flüchtige Vision doch nicht wehrten: Mann und Weib im trauten, warmen hellen Heim — und um sie her die Kinder.

Und nun brach doch, mächtiger als sein Wille, der stöhnende Seufzer aus der Tiefe: Gott, du Großer, Starker, Unsterblicher! Welch ungeheurer, übermenschlicher Kaufpreis zahlt die Würde dessen, der zu dir seine Augen und Hände heben darf im Namen des sündigen Volkes!

Franz Joseph Reyth kniete auf dem Betstuhl seines

Vorgängers, hart lag sein Haupt auf der abgegriffenen Platte, seine Seele schrie aus schwerer Bedrängnis, aus alter, neuerwachter Herzensnot zu dem bleichen Bilde des Gekreuzigten empor.

---

Derweil saßen im Wirtshaus die Bauern, dampften ihren fürchterlichen Knaster und tranken vom frischangestochenen Faß, und immer aufs neue mußte der behäbige Wirt denen, die's noch nicht gehört hatten, das Verwunderliche erzählen: von der fremden Gutsbesitzersfrau, die am Dienstag mit eigener Fuhre aus dem Böhmischem herübergekommen sei. Oh, er kenne sie gut; seine Frau, die Babett', sei ja viele Jahre bei ihr in Diensten gestanden. Im Gasthaus war sie abgestiegen, und wie freundlich hatte sie ihre alte Babett' begrüßt! War dann hinüber in Kirche und Pfarrhaus gegangen — der Kutscher mußte ihr die schweren Körbe nachtragen — und hatte überall nach dem Rechten gesehen; war wiedergekommen, hatte das Mahl verzehrt, das seine Babett' ihr bereitet, und sich zu einem Plausch mit der alten Vertrauten zurechtgesetzt. Und wenn's auch der Gnädigen ihr leibhafter Vetter war, die Babett' hatte doch kein Blatt vor den Mund genommen, sondern frisch von der Leber weg die Sorgen der Gemeinde erzählt: daß der

Neue doch ein gewesener Säufer sei, geradeswegs aus der geistlichen Strafanstalt; und daß die Moosbacher nicht willens seien, etwa durch ihn zum Gespött der Nachbargemeinden zu werden. Und da sei nun das Erstaunliche geschehen. Die Gnädige habe ja von jeher mit allen im Hause, von Mann und Kindern angefangen bis herab zum Gesinde — die Babett' an der Spitze —, alles gemacht, was sie wollte. Reden könnt' sie wie ein Engerl, besser als die schönste Kalendergeschicht'. »Geh, Babett',« hatte sie gesagt, »wie kannst denn nur so lieblos daherreden! Ich will dir sagen, wie alles gekommen ist — schau', den Franz Joseph kenn' ich ja von Kindesbeinen an . . .«

Ganz offen und ehrlich, nach reiflichstem Überlegen, hatte Ruth Bodenstedt aus der Tiefe und Fülle ihres warmen barmherzigen Frauengemüts heraus geredet.

Und als sie so weit kam, die bittere Erkenntnis zu schildern, daß alle Opfer umsonst gewesen, daß die Ehe der geliebten Schwester unglücklich geworden und das Paar sich getrennt hatte, in himmelweiter Ferne gestorben und verdorben, hatte sie hinzugefügt: »Was glaubst du wohl, wie's dem Bruder zumut' gewesen, der alles für seine Schwester geopfert? Kannst dich wohl noch besinnen, Babett', wie euer Hanspeterl, mein Patenbub, die Zahnkrämpfe kriegte

und starb? Und dein Mann wie verstört wurde über des Buben Tod, und Nacht für Nacht in der Gaststube saß, egal, wen er zur Gesellschaft erwischte, und seinen Grimm und Schmerz mit Branntwein hinunterspülte, weil er das Kindl net vergessen konnt'? Bis dann endlich unser Herrgott ein Einsehen hatte mit deinem zwiefachen Herzeleid und ein neues Jungerle schickte? No — und ist ein geistlicher Herr etwan kein Mensch? Fühlt er vielleicht weniger hart, weil er im schwarzen Rock steckt und keinen hat, der ihn tröstet und ihm gut zuredet, wie ein rechtschaffnen Weib ihrem Manne tut — he, was glaubst? Und ist's ein Wunder, wann ihn da der Kleinmut packt und der Teufel, und er auch einmal sein Erdenleid vergessen möcht' im Rausch? — Sind wir nicht allzumal Sünder? Schaut's euch den Neuen doch erst mal an, vielleicht is dös grad' der best', einer, der net von oben auf euch herabsieht, sondern weiß, wie einem armen Hascher zumut' is, der gefallen is und wieder aufstehn möcht' und sich allein net traut. No — alsdann, Babett'?«

Und war selber zum Schulzen und zum Lehrer gegangen und hatte es richtig noch in elfter Stunde durchgesetzt, daß über die Kirchtür ein Kranz kam, die schweren Festtagsleuchter auf den Altar gestellt und das beste Altar- und Kanzeltuch aufgelegt wurde. Ja, so eine Frau, die machte eben, was sie wollte,

schloß der Wirt und hob wie entschuldigend die Achseln.

»Cousine? — hm!« machte zweifelnd einer von den Neunmalschlaunen und kraute sich lachend den Kopf. »Ei, du mein, das kennt ma schon! Wir, die beim Militär gewesen, gelt, Breiter-Ignaz? Haben wir auch gehabt, die Art von Cousinen. Dutzende! Haha!«

Nutzte nichts, was die Babett' betuernd dagegen redete. Der Argwohn nistete sich ein. Und hockte breit und behäbig in den harten Schädeln. *So einem* war alles zuzutrauen. Umsonst steckt der Bischof keinen ins Kittchen. Im Nu schlug die Stimmung um, und ein heftiges Disputieren begann, das in Streit auszuarten drohte. Da hieb der Schulze die Faust auf den Tisch: »Seid's still mit dem Geschwätz!« Und auch die andern, die mit ihm den Pfarrer eingeholt, meinten bedächtig, man müsse abwarten und doch erst sehen, wie sich der Neue zur Gemeinde stellen würde. Der erste Eindruck sei ja nicht schlecht — na freilich, neue Besen . . . Das wisse man doch. Aber schließlich, wenn's ans Richten käm', da hätt' manch einer wohl was auf dem Kerbholz. Nach und nach erschöpfte sich das Thema, und die letzte Wochenmarktentrüstung über die schlechten Viehpreise kam wieder zu ihrem altangestammten Recht. In später Stunde erst schob einer nach dem andern heim. Keiner, der nicht noch

einen Blick zum Pfarrhause hinauftat: er hat noch Licht, der Neue. Ja, die Studierten können immer nicht ins Bett finden. Das gibt sich, wenn er erst um fünf seine Rorate halten muß.

Er hielt sie pünktlich, der Neue. Trotzdem brannte seine Studierlampe abends spät und leuchtete Nacht für Nacht wie ein mattes rötliches Blinklicht durch die Novembernebel, die in dichten Schwaden aus den Tälern herauf- oder vom Bergwald niedergekrochen kamen. Sie leuchtete hell und freundlich, als der erste Schnee fiel, und wetteiferte mit der jungen Mondsichel, die klar und scharf am aufhellenden Himmel stand und strengen Frostes Kündlerin war. —

Der Vikar Franz Joseph Reyth, der Pfarr', wie die Bauern kurzweg sagten, hatte seine Antrittspredigt und etliche andre mehr gehalten. Er war durch ein paar Krankenbesuche, Begräbnisse und eine Hochzeit in persönliche Berührung mit seinen Pfarrkindern gekommen, und die empfindlichen Fühlfäden seiner Seele hatten die leise feindliche Stimmung deutlich gespürt. Er ahnte, daß sie ihm scharf auf die Finger paßten, mit ihren dreistschlaunen mißtrauischen Bauernaugen jedes Wort und jeden Schritt kontrollierten und kritisierten. Das Resultat war: Zu tadeln gab's nix. Zu loben auch nicht. Der Neue tat seine Schuldigkeit. Seine Predigten waren nicht

schlecht. Sogar besser als die des Vorgängers, der über die Köpfe der Leute hinweg gelehrte Dinge geredet und zuletzt überhaupt nicht mehr gepredigt hatte. Was der Neue sagte, war ihrem Verständnis angepaßt.

Trotzdem blieben die Leute weg. Anfangs hatte die Neugier sie getrieben, von Mal zu Mal ward der Kirchenbesuch spärlicher. Dafür lauerten sie und spähten, notierten in Gedanken jedes Schöpplein, das die Pfarrwirtin aus dem Kretschem holte, und waren enttäuscht, daß es an die Zahl der eignen Abendschoppen nicht entfernt heranreichte. Na, er würde sich wohl anderweitig versorgen. Vorsichtig holten sie die junge Kleinmagd aus — und wieder gab's eine Enttäuschung. Schließlich wurden die meisten der Sache müde, aber etliche Unruhegeister gaben sich noch nicht zufrieden. Gerade daß sie so gar nichts entdeckten, machte sie um so mißtrauischer. Sie machten sich an die jungen Mädels und Altweiblein, die bis jetzt die einzigen Beichtleut' des Neuen waren: Wie er denn sei? und was er gesagt hätt'? — Aber die meinten arglos: der Neue sei recht gut; er mache es kurz und gelinde.

Und ahnten nicht, daß das, was sie als Wohltat empfanden, das Gemüt des Neuen mit schwerer Bedrängnis erfüllte, die Erkenntnis, daß er arm, bettelarm geworden in den einsamen Haftjahren. Daß

er andern nichts zu geben vermochte, weil er selber nichts besaß. Keine Wärme, kein Vertrauen, kein fröhliches Sichausschwingen der Seele zu Gott.

Der Advent schritt weiter und brachte überall im Dorf vorfestliches Schweineschlachten. Hin und wieder kam ein altes Bauernweiblein mit ein paar Wellwürsten oder einem Halbpfund Räucherspeck zum Pfarrhause herauf und knüpfte an die gute Gelegenheit einen wortreichen Plausch mit der Wirtin. Der Pfarrer, wenn er eins von ihnen mit spähenden Äuglein in Flur oder Küche stehen sah, bedankte sich, fragte, ob alles gesund daheim, und trug einen Gruß für Mann und Kinder auf. Und hatte dabei immer das deutliche Empfinden, daß der Besuch und das überwältigende Geschenk doch nur Mittel zum Zweck sei.

Darüber kam er innerlich nicht hinaus — und nicht über die Schalheit, Bitternis und Herzensleere der letzten Jahre. Hals nichts, daß er alle Morgen in mühsam erzwungener Sammlung seine Messe las und als ein reumütiger Büsser seinen Herrn und Heiland empfing; half ihm keine Demut, kein Bußgeist, keine heiligsten Vorsätze. Nicht einen Schritt kam er dadurch vorwärts, weder für sich noch hin zu den andern, die er führen sollte, und die seiner nicht begehrten. Wie dürres ausgebranntes Heideland war



seine Seele. Wie verschmachtet sein Herz und seine Lippen. Nicht über den Büchern studierte er Nacht für Nacht beim Lampenschein. Vor dem Bilde des Gekreuzigten rang er: Herr, hilf mir, erbarme dich meiner, gib Trost und Frieden!

Einmal, da er beim Ausarbeiten seiner Sonntagspredigt in einem Homilienbuch seines Vorgängers blätterte, fiel ihm ein vergilbter Kalenderzettel in die Hände. Er las ihn drei-, viermal und legte ihn in tiefen Gedanken zwischen die Blätter seines eignen Breviers. Ein Rezept, daß sein alter Vorgänger sich aufgehoben? Dessen auch er vielleicht einst bedurft hatte? — Abends, als er mit seinem Brevier fertig war, nahm er den Zettel wieder vor und las ihn und nickte, in Gedanken gleichsam die Schlußzeilen unterstreichend. Es waren Verse Konrad Ferdinand Meyers:

Wie heilt sich ein verlassen Herz,  
Der dunklen Schwermut Beute?  
Mit Becherrundgeläute?  
Mit bitterm Spott? mit frevlem Scherz?  
Nein — *mit ein bißchen Freude!*

Wie sühnt sich die verjährte Schuld,  
Die bitterlich bereute?  
Mit einem strengen Heute?  
Mit Büßerhast und Ungeduld?  
Nein — *mit ein bißchen Freude!*

War's nicht wie eine Antwort auf sein unermüdlich stumpfes Grübeln, auf sein heißes, Barmherzigkeit heischendes Flehen? Das Heilmittel für alle Wunden, Zerschlagenen? Sind wir Menschen darin nicht alle gleich Priester wie Laien? — Wir *Menschen*! So abstrakten Sinnes, so vergeistigt, weltabgewandt und asketisch ist kein Staubgeborener — sofern er hier aus Erden nicht schon im Heiligenschein wandelt —, daß er außer den in weiter Ferne winkenden himmlischen Freuden nicht auch eine *irdische* Oase brauchte zum Ausruhen seiner müd' gewordenen Seele!

Das erste — tief senkte er das Haupt —, das Becher-Rundgeläute seiner vergeudeten Jugendjahre, bei dem er Vergessen gesucht, das hatte er ja ausprobiert bis zur Hefe und den gallbittern Bodensatz gekostet. Und auch der zweite Abschnitt seines Lebens, die Büßerjahre, lag hinter ihm — ein ödes unfruchtbares Feld — und dehnte sich um ihn wie eine Wüste. Wohin er sah, nichts als Einsamkeit, und er stand allein und hielt Umschau und schrie zu Gott empor mit dem urewigen Sehnsuchtsschrei der verschmachtenden Kreatur. Kam nun die Erlösung?

Er sah keine, wohin er auch blickte. Die dürftige Alltagspflicht seine alleinige Gesellschafterin; die harten, gleichgültigen Bauern, die seiner nicht bedurften, die einzigen und ach, wie wegfernen

Genossen seiner Einsamkeit! Körperliche Arbeit wäre ihm Wohltat gewesen: Graben oder Jäten, einerlei — das gab's jetzt im Winter nicht. Zur Not einen Spaziergang durch die aufgeweichten oder schneeverwehten Wege. Die nächste Pfarrei lag stundenweit entfernt. Um Pferd und Wagen hätte er im Dorf erst bitten müssen; das brachte er nicht über sich. So schob er seine Antrittsbesuche bei den Herren Konstatres hinaus. Den besten Vorwand bot ihm ja die amtliche Mitteilung, daß seine feierliche Amtseinführung erst im Frühjahr stattfinden könne, weil für den altersschwachen, kränklichen Dechanten die Winterreise zu beschwerlich sei. Reyth war's zufrieden. Eine heimliche Stimme raunte ihm zu: Sie wollen dich erst prüfen, sehen, ob du's auch wert bist. Dasselbe mißtrauische Bewußtsein hielt ihn seinen Amtsbrüdern fern, hängte sich wie ein Bleigewicht an seine Seele und war wiederum und in natürlicher Wechselwirkung schuld, daß auch die andern nicht vergessen konnten. Hundertmal glaubte er's in den stampfen, zugeknöpften Mienen seiner Bauern zu lesen: Du magst reden, was du willst, und tun, was du kannst: wir wissen's halt doch, wo du herkommst, was du für einer bist!

Bis dann doch einmal etwas eintrat, das ihm innerlich einen Ruck gab, ihn zwang, den Kopf

hochzuhalten, trotz allem. Und das kam so.

Es gab in der Gemeinde etliche junge Burschen, Holzfäller und Rodler, weither aus dem Böhmerwald, die jahrein, jahraus lohnende Arbeit in den gräflichen Wäldern oberhalb Moosbach fanden. Übermütige, rauflustige junge Kerle, die an Lohn- und Sonntagen, wenn sie herunter ins Dorf kamen, allerwegs Händel suchten und mit der Zeit förmlich zur Dorfplage wurden. Aber der gräfliche Förster, der seine tüchtigsten Arbeiter nicht entbehren und mit dem es keiner im Ort verderben wollte, hielt ihnen die Stange. Da steckte der Schulze sich hinter den Pfarrer. Und als wieder einmal bis tief in den Frieden des Sonntagmorgens hinein wüst gelärmt und gerauft worden war, schloß Reyth seine Predigt mit einer ernstern Vermahnung der Ruhestörer. Seitdem grüßten sie ihn nicht, stellten sich ihm dreist und frech in den Weg, die Hüte verwegen aufs Ohr gedrückt, wenn er den Kirchsteig herunterkam. Er tat, als sähe er's nicht, und sie verachteten ihn um so mehr, und nicht selten flog ein höhnendes Wort zu ihm herüber.

Um Mitte Advent geschah es, daß einer von ihnen tödlich verunglückte. Sie schickten einen schwachsinnigen Jungen, der ihnen Handlangerdienste tat, um den Pfarrer. Ein Hundewetter war's, Schnee und Regen und Hagelschauer um die Wette;

strauchelnd und oftmals ausgleitend machte Reyth seinen Versehgang, eilte sich, wie er konnte, den steilen, bösen stundenweiten Weg hinauf — und kam dennoch zu spät. Nachträglich kam's heraus, daß der Doktor aus dem jenseitigen Dorf längst da gewesen, der Pfarrer aber *absichtlich* zu spät geholt worden war. Da fuhr er wie ein zorniger Eiferer unter sie: Was sie sich dächten? Ob sie die Sündenschuld auf sich nähmen für den, der ohne Reue und Lossprechung gestorben? Und da einige von ihnen lachten und einer ein höhnisches Wort hinwarf, trat er dicht an sie heran. Er war keine Heldennatur, seine Vergangenheit, sein schwächliches Unterliegen im Kampf wider sich selbst bewies es klar genug. Aber hier galt die Kränkung nicht der eignen Person, hier stand er, um die beleidigte Würde eines Höheren zu vertreten. Furchtlos stand er, der Schwächliche, von ungewohnter Anstrengung Erschöpfte, allein unter den baumstarken rohen Gesellen; heiliges Feuer loderte in seinen Augen, schwerer drohender Ernst sprach aus seiner Stimme: »Glaubt ihr vielleicht, weil ich gesündigt und Buße getan, dürftet ihr meiner spotten? Oder ein Priester sei nicht auch ein Mensch wie andre, der fällt und wieder aufsteht und kraft seines heiligen Amtes seine Pflicht am Sterbelager genau so redlich und gültig tut wie jeder andre? Ich sage euch: der hier

liegt in seinem Blute, wird am jüngsten Tage die Hand aufheben wider euch, da ihr ihn in seinen Sünden hinfahren liebet!«

Das brach mit solcher Wucht und zornigen Schwere über sie herein, und er stand unter ihnen wie ein zürnender Prophet des alten Bundes, daß keiner ein Wörtlein zu entgegenen wagte, sondern einer nach dem andern still hinausschlich.

Nicht lange darauf, als Reyth einem von ihnen allein begegnete, zog der die Mütze, trat herzu und sagte in verlegener Scheu: »Nehmen's net übel, Herr Pfarr' Hochwürden, aber den Hager-Seppl hätten's halt doch net mehr lebendig derwischt, wann wir Ihnen auch also gleich hätten hol'n lassen. Der hatte 's Besinnen verloren, als der Baum ihn niederschlug, der arme Tropf. Bloß daß keiner von uns dem tälschen Michele was gesogt hot — expreß net. Aber 's soll nimmer vorkommen, verlassen's Ihnen!«

Der Pfarrer maß ihn mit einem langen ernsten Blick. Er war sehr blaß geworden, und die Lippen zitterten ihm, während er sagte: »Das verzeih' euch Gott der Herr, daß ihr nicht seines Dieners allein, sondern seiner selbst gespottet habt!« Und wandte sich und ging in die Kirche. Sie war leer jetzt am Wochentag um die zehnte Vormittagsstunde. All die

Zeit seines Hierseins hatte noch kein Sonnenstrahl die düstere Welt erhellt; heut' zum erstenmal kämpfte die tiefstehende Sonne matt mit den Nebeln. Sie war nur eine blasse, Licht verbreitende Scheibe am dunstigen Horizont, und dennoch — als Reyth die Kirchtür öffnete, schien ein Wunder geschehen. Das arme, schmucklose, nüchterne Kirchlein lag noch zu drei Vierteln im Dämmern und Schatten, nur seitlich hinter dem Hochaltar brach das matte, schwache Sonnenlicht schräg von unten zu den Fenstern herein und färbte die bunten Scheiben, setzte warme Lichter auf die bekrönenden Spitzen und Vergoldungen des Altars und schuf eine wundervoll traumhafte Stimmung voll zagenden, zitternden Lichts zwischen den Deckenwölbungen und den hellbeleuchteten oberen Pfeilern, die frei über der dämmernden Tiefe zu schweben schienen.

Wie gebannt blieb er stehen.

Zu andrer Zeit hätte er dies köstlich feine Clair-obscur der alten niederländischen Meister mit Begeisterung erfaßt und voll und freudig auf sich einwirken lassen. Heut' aber, in eben diesem Augenblick quoll ein andres übermächtig in ihm auf, ließ seine Seele weit ihre sehnsüchtigen Arme ausstrecken. Erschüttert war er niedergekniet — in der letzten Bank als der Ärmsten einer — und hob Augen

und Hände: »Herrgott, wie du mit einem einzigen blassen Sonnenstrahl meinem armen grauen Kirchlein Schmuck und Glanz verleihst, so gib auch mir ein wenig Sonnenschein, ein Fünkchen Licht und Freude für meine leidverdüsterte Seele!«

Und hatte in seiner Versunkenheit nicht acht auf den kleinen fürwitzigen Sonnenstrahl, der sich im Glase eines Motivbildes brach und in zitternden Reflexen auf der Bank dicht vor seinen Augen tanzte, als wolle er lächelnd sagen: Du armes vergrämtes Menschenkind! Siehst bloß die sechs oder sieben, die dich wissentlich gekränkt, und nicht den einen, der dir's reumütig eingesteht! Kopf hoch und Augen auf, du Mutloser!



Wochenlang hatte Ruth Bodenstedts weißes Alpenveilchen am Fenster zunächst dem Schreibtisch geblüht und geduftet, ehe Franz Joseph Reyth es fertigbrachte, ihr für den freundlichen Willkomm zu danken. Für die Blumen und all die reichen Spenden für Küche und Keller — denn von dem andern, größeren, das sie für ihn durchgesetzt, wußte er nichts. Und als er dann endlich schrieb, waren's nur wenige Zeilen, die, im Bemühen, nicht zuviel zu sagen, steif und frostig klangen. Er fühlte es selbst und schickte seinen Brief trotzdem ab. Wenn sie noch die alte war,



würde sie's wohl begreifen, daß er sich erst einleben, mit sich selbst ins reine kommen müsse, ehe er daran denken konnte, sich nach andern Menschen umzusehen, die außerhalb seines Wirkungskreises standen, und daß er ein Wiedersehen scheute. Und begriff sie's nicht, nun, dann führte erst recht keine Brücke von ihm zu ihr.

Weihnachten kam, das Trauer- und Totenfest für den Einsamen, dessen wunde Seele kaum das Glockengeläut und das jubelnde Gloria der Christmette ertrug, der am heiligen Abend seine Fensterläden zusperrte, um die aufflammenden Lichtlein in Haus und Hütte nicht zu sehen, die wie ungezählte fröhliche Johannisfeuer der Wintersonnenwende allerorten im Tale aufglimmten und sich an fernen Hängen verloren.

Selbst in seiner Feiertagspredigt klang das durch, und die stumpfen Bauernohren hörten's wohl heraus. »Der Neue hot gar kei Freud' nich,« meinten sie mißbilligend; nur die junge Riembäuerin, die um Martini ihren Mann begraben, fuhr sich mit dem tränennassen Schnupftüchel über die Augen und sagte, heimkehrend, zu ihrer Mutter: »Der denkt doch auch noch an unsereinen und sagt's geradheraus, daß das Jesukindl nich bloß für die Kinder und für die guten und glücklichen Leut' kommen is, sondern auch für die

Betrübten und für die armen Sünder. Mutterle, so schön hat noch keiner gepredigt!« Und ihr Bruder, der wohlhabende Leinwandhändler, klopfte seine Pfeife aus und meinte bedächtig: »Na ja, 's gefällt mir grad' gut, daß er nicht immerzu sagt: ›Ihr und ich‹ als ob der auf der Kanzel von anderm Holz geschnitzt wär' wie die da herunten in die Bank —, sondern: ›Wir armen Sünder allzumal‹. Hochmütig is er ganz und gar nich, der Neue, das muß man ihm lassen. 's stünd' ihm auch übel an, wo er bereits selber in der Patschen g'sessen.«

Derweil saß der, über den sie redeten, in seinem Zimmer vor einem geöffneten Kistchen, das der Postbote schon gestern bei guter Zeit gebracht hatte, und las den Brief seiner Cousine Ruth. Treue, herzliche Freundesworte, denen ihr Gatte die Bitte hinzugefügt, der hochwürdige Herr Vetter möge doch recht bald einmal seinen Antrittsbesuch in Weidenhof machen, schon um sein Schwesterkind wiederzusehen, das großes Verlangen nach seinem nächsten und einzigen nahen Verwandten habe.

Die kleine Eva! Als drei- oder vierjähriges Dingelchen hatte er sie zuletzt gesehen, und obgleich eigentlich sie die erste Ursache gewesen, daß er sich aufgerafft und den harten Weg zurück in die Welt und Wirklichkeit gegangen war, hatte er in all diesen Wochen mit keinem Gedanken an sie gedacht.

»Mich wiederzusehen!« murmelte er mit bitter zuckenden Lippen. »Das lohnte auch noch, den geistlichen Onkel, der fünf Jahre lang in der Strafanstalt gesessen, den Trinker, den Säufer, den ungetreuen Knecht im Weinberge des Herrn! Du kleines liebes Ding, wie würden dir deine unschuldigen vertrauenden Augen aufgehen, wenn du wüßtest, was deiner Mutter Bruder für ein Mensch geworden ist!« Eine förmliche Angst war in ihm vor diesem Wiedersehen. Hinausschieben wollte er's wenigstens, so weit er konnte, wenn's nicht zu umgehen war. Seine Menschenscheu war in all dieser Zeit um nichts gebessert. Eher gewachsen in der ungeheuren Vereinsamung seiner Seele.

Mit leiser Rührung betrachtete er die gutgemeinten Kleinigkeiten, die das Kind ihm mit unendlichem Fleiß gearbeitet, packte alles wieder in das Kistchen und schloß es weg.

Spät abends schrieb er den wohlüberdachten Brief an seine Cousine: daß er ihr und ihrem Manne von Herzen für alles danke; daß er's aber nicht über sich brachte, nach Weidenhof zu kommen, sein vergrämtes Gesicht unter die guten glücklichen Menschen zu mischen, die frei und stolz ihr schuldloses Haupt erheben dürften.

Lange nach Mitternacht kniete er an seinem Betpult und bekannte vor Gott dem Herrn die Schuld des Tages, durchforschte alle Falten seiner Seele und sah, daß es nicht allein die Furcht vor dem Kinde seiner Schwester war, die ihn Weidenhof fernhielt, sondern tausendmal mehr die tödliche Scheu, der einst geliebten Frau in die klaren Augen blicken zu müssen. Und rang in heißem, demütigem Flehen seinen Stolz nieder und all das andre, was in seiner Seele brannte und nicht still und tot werden wollte. Keine irdische Liebe mehr, die war überwunden, nur die tiefe Heimatsehnsucht des Einsamen, des Freud- und Heimatlosen. Müd' und steif und wie zerschlagen stand er in der Frühe auf und tappte schwerfällig in seine Schlafkammer, um sich zu waschen, bevor er zum Gottesdienst in die Kirche mußte. Ein zerbrochener Streiter des Herrn, der mit letzter Willenskraft das Lichtfünkchen ausdrückte, das treubarmherzige Menschenhand ihm anzünden wollte.

Den Zettel aus seinem Brevier tat er heraus. Was der fromme kluge Schweizer in weiser Erkenntnis und tiefstem Verstehen abgründigen Menschenleids ersonnen und geschrieben — um was er selbst in heißem Flehen gerungen: das Fünklein Freude —, es galt nicht für ihn.

Dunkel gingen die Tage. Grau, lastend, einförmig.

Er verspottete sich selbst. Er wenigstens brauchte keine Lichter zu löschen, keinen Christbaum zu plündern, aus keiner Feststimmung sich wieder im grauen Alltag zurechtzufinden. Er nicht, dem kein Baum gebrannt, kein Festschimmer geleuchtet.

Silvester kam. Er memorierte seine Predigt. Seit mehreren Tagen fühlte er sich nicht wohl, eine hartnäckige Erkältung setzte ihm zu. So kam es wohl, daß seine Neujahrspredigt nicht gelingen wollte und ihm selber nicht gefiel. Sie war völlig im Geiste der Bußpsalmen, doch ohne versöhnenden Ausklang. Kein Mensch hätte auch nur ein Fünkeln Licht aus ihr herausholen und mit sich nach Haus tragen können. Gott, der Gerechte, forderte Rechenschaft: Weh euch, ihr Sünder! Tut Buße und sühnet in harter Fron eure Schuld. *Memento mori!* Wo werdet ihr übers Jahr sein?

Hat er selber härteste Buße getan, können die andern es auch. Sie haben Weihnachten gefeiert — ich nicht. Keinen Trost hab' ich ihnen zu geben. Hab' selber keinen. Bin so arm, ärmer als sie alle zusammen. Wo soll ich die guten Worte hernehmen? Ich weiß keine. Tut Buße, denn das Himmelreich leidet Gewalt!

Unten auf der Straße fuhr ein Schlitten vor. Er hörte es nicht, der Schnee dämpfte jedes Geräusch. Noch

ein Weilchen, dann klopfte es. »Herein!« Da stand jemand im Dämmern des frühen Winterabends.

»Grüß' Gott, Franz Joseph!« sagte eine sanfte Frauenstimme.

Himmel, Herrgott! Er fuhr herum. So hatte kein andrer Mensch ihn je genannt, mit seinen beiden vollen Namen. Und mit dem Klang! Wie erstarrt blieb er auf seinem Fleck stehen.

»Sei nicht böß, ich bringe dir das Kind. Sie wollte so gern zu dir! An Weihnachten schon, da ließen wir sie nicht, da gehörte sie zu den andern Kindern unter den brennenden Christbaum. Aber heut' — geh', Everl, sag's dem Onkel selber, daß du gekommen bist, ihn zu sehen, weil er keine Zeit hat, zu dir zu kommen!«

Sie schob das Kind vor sich her, undeutlich erkannte er ein schmales blasses Gesichtel zwischen schlichten braunen Scheiteln, die zarte Gestalt noch ganz unentwickelt, noch ganz Knospe. Und doch — war es nicht, als ob eine weiche, warme Welle über seine Seele hinflute?

»Lieber Onkel Franz . . .!« sagte eine zaghafte Stimme, eine schüchterne Hand streifte seinen Ärmel. Er wollte sie abwehren, weit von sich schieben — dann war die Natur in ihm doch stärker als alles Anerzwungene, mühsam Gewollte. Er streckte die

Arme aus und zog das Kind zu sich heran, seiner Schwester Kind, Fleisch und Blut und warmes junges Leben aus seinem eignen Geschlecht, und in seinem Herzen schwoll alles herauf, was er dieser Schwester und ihrem Glück zulieb einst geopfert, eines ganzen Lebens Lieb' und Leid und süße Last — und was danach gekommen war, das Elend, die Schuld, die harte Buße. Tief senkte sich sein Haupt, und scheu berührten seine Lippen die schuldlose Stirn des Kindes.

»Gottes Segen über dich, meiner Schwester Kind!«

Ruth Bodenstedt hatte still am Fenster gestanden und angelegentlich in das verschneite Geäst der Kirchhoflinden geschaut. Als sie sich nach einer Weile ins Zimmer zurückwandte, sah sie das Kind neben dem gebeugten hageren Mann stehen, der ihr unbeholfen übers Haar strich und sie fragte, ob sie sich wirklich noch des Onkels Franz erinnere, da sie doch so klein — er deutete mit der Hand — ein winziges Maß — gewesen, als er ihre Eltern in Tilsit besucht hatte.

Im selben Augenblick mochte ihm einfallen, wie schlecht er seine Hausherrnpflicht, die einfachste, erfüllte. Er schob einen Stuhl zurecht: »Willst du nicht Platz nehmen, liebe Cousine?«, klingelte und bestellte

Kaffee für die von weiter Winterfahrt Durchfrorenen.

Als der trauliche Lampenschirm die drei Menschen um den runden Sofatisch beleuchtete, schien es sie einander näherzubringen, und das anfangs stockende, in großen Pausen hin und her gehende Gespräch wurde wärmer und lebhafter.

Ruth erzählte. Doch immer schob sie klug und taktvoll die eigne Person in den Hintergrund, fragte, wie er sich eingerichtet, sprach von Mann und Kindern. Währenddessen betrachtete er sie zum erstenmal genauer und hatte dabei ein wunderliches Empfinden, etwas wie Enttäuschung und tiefste Beruhigung zugleich. Er staunte — das war ja so ganz, ganz anders, als was er gefürchtet. Nichts von der seelenmordenden Scham, die ihn im Hinblick auf dieses Wiedersehen gequält. War das noch dieselbe Ruth von einst? Diese Frau, die mit heiterer Gelassenheit von Ernte und Nachbarschaft, von Kindern und Dienstboten redete, in deren Antlitz und Haltung sich die reife ruhige Würde der Frau und Mutter ausdrückte. Wie erlöst atmete er auf, seine Befangenheit wich, fast mußte er lächeln: Tor, der er war; hatte er vielleicht geglaubt, die fünfzehn Jahre seit ihrem Scheiden seien an ihr spurlos vorübergegangen?

Wäre Franz Joseph ein unbefangener Beobachter



gewesen, hätte er vielleicht doch gemerkt, daß die Frau ihm gegenüber längst nicht so gelassen und ruhig war, wie sie sich den Anschein gab. Ein gelegentliches Aufleuchten ihrer Augen, ein leichtes Zucken um den feingeschnittenen Mund verriet, daß ihre Gedanken fern genug von den Alltagsdingen waren, über die sie plauderte.

Endlich aber — die Zeit drängte, und wollte Ruth Bodenstedt nicht allzu tief in der Nacht ihr Heim erreichen, so mußte sie spätestens gegen sieben Uhr ausbrechen — schickte Frau Ruth das Kind unter einem Vormund zu der Wirtsfrau Babette und wandte sich mit raschem Entschluß an ihren Vetter: »Ich komme mit einem Anliegen zu dir, Franz Joseph. Mit einer großen Bitte!«

»Du — eine Bitte an mich? Wo ich doch nur zu danken habe. Nicht für die Gaben allein — nein, mehr noch für die treue Freundschaft, die dein Mann und du mir entgegenbringt — mir!«

»Franz Joseph!« sagte die Frau leise, und etwas von der holden unbewußten Anmut ihrer Mädchenjahre lag in ihrer Haltung und Stimme, »du solltest wissen, daß wir immer die alten bleiben, was auch dazwischenliegt.«

»Also deine Bitte, liebe Cousine?«

Es war, als ob seine Hand eine unsichtbare Schranke zwischen ihnen aufrichtete. Ruth Bodenstedt fühlte es und hob den Kopf. Das tat nicht not!

»Sie ist groß und, ich fürchte, recht unbescheiden.«

»Wenn ich sie erfüllen kann, sei der Erfüllung gewiß!«

»Wir wollten dich bitten, daß du das Kind, die Everl, zur ersten Kommunion vorbereitest, mit einem Wort, daß du sie bis Ostern in dein Haus aufnehmen möchtest!« Sie hatte die letzten Worte hastig hervorgestoßen, als fürchte sie, er könne sie unterbrechen, ihr rundweg die Bitte abschlagen. Und da er, wie von der Größe ihrer Forderung überwältigt, schwieg, fuhr sie zaghaft fort: »Schau, bei uns liegen halt die Dinge so: wir haben die Kirche und das Pfarrhaus über eine Stund' weit, die Wege sind schlecht, und extra anspannen, um das Kind zwei- oder dreimal die Woche in den Kommunionunterricht fahren zu lassen, das kann ich von meinem Mann nicht verlangen. Der Hauslehrer aber ist ein junger Dachs — so gut er die Buben zu nehmen weiß, mit einem kleinen Mäderl kennt der sich net aus. Die Everl überhaupt, die so ganz anders, so viel nachdenklicher und ernsthafter ist als sonst Kinder ihres Alters. Und da mein' ich halt, du als geistlicher Herr wärst halt

doch der nächste dazu, das Kind auf den wichtigsten Tag seines jungen Lebens vorzubereiten. Schau, Franzerl, dir — und dir allein möcht' ich sie unbedenklich anvertrauen, und einen rechten Gefallen tätest du uns, nähmst du sie in dein Haus!«

Er saß immer noch stumm, tief erschüttert. Das wollte sie tun, ihm das Kind anvertrauen, das sie vom Sterbebett der Mutter weg in ihr Haus geholt, seit Jahr und Tag mit ihren eignen Kindern aufgezogen und behütet hatte? Dann schossen ihm, riesengroß, die Bedenken auf. »Es ist einsam hier — das Kind wird Heimweh nach dem fröhlichen Kreise haben, den es verlassen soll,« wendete er ein.

Ruth Bodenstedt schüttelte energisch den Kopf. »Die Everl gewiß nicht. Du bist ihr ja nicht fremd, Vetter, sie kennt dich, hat dich lieb.«

»Mich?!«

»Ja, *dich*, Franz Joseph!« sagte sie tapfer.

»Glaubst, sie hat daheim nicht schon von dir gehört? Nichts als Gutes und Liebes? Und sie kommt gern zu dir. Du wirst ihr Lehrer, ihr Freund sein, und sie dein kleiner Kamerad, dein Hausmütterchen. O, das versteht sie gut!« Und du brauchst sie nötiger als ich, sagten ihre Augen, was der Mund scheu verschwieg. Aber Franz Joseph blickte nicht auf, er spielte mit

dem Messer und schien eins seiner Bedenken nach dem andern vom Muster des Tischtuches abzulesen.

»So ein Kind braucht weibliche Aufsicht und Pflege.«

»Die Fräulein Lina wird sich schon ihrer annehmen, die hat so was Zutruenerweckendes. Und uns Frauen ist's ja angeboren, halt so das Mütterliche, weißt? Es darf nur herausgeholt werden, und das bringt die Everl gut fertig. Zudem sind ja wir nicht aus der Welt.«

Hier blickte Reyth zum erstenmal während dieser Unterredung auf und geradeswegs in die klaren gütigen Augen der Frau, und er erkannte, daß es eine glückliche Frau war, die zu ihm redete. Daß sie wenigstens überwunden und über den Trümmern der Vergangenheit sich ein neues Glück aufgebaut hatte. Das gab auch ihm eine größere Sicherheit. Und wärmer als bisher sagte er: »Ich weiß nicht, wo ich anfangen soll, dir und deinem Mann zu danken, was ihr an dem Kinde meiner Schwester getan.«

»Das lag doch so nahe,« sagte sie einfach. »Als Kind hab' ich meine fröhlichsten Tage im Hause eurer Eltern verlebt, nun zahl' ich's an ihrem Enkelkinde ab, so gut ich kann. Und mein Mann denkt wie ich. Du wirst ihn ja kennen lernen — er ist ein braver, rechtschaffener Mann, der meinige. Also da ist nichts

zu danken, Vetter. Ob man drei Mäulchen füttert oder vier, gelt? Und du siehst ja, ich suche mich des Pflegekindes schon wieder zu entledigen,« setzte sie mit einem schwachen Versuch, ihren Kahn in leichteres Fahrwasser zu lenken, hinzu.

»Ich fürchte nur, daß ich der Ausgabe nicht gewachsen bin,« beharrte er schwerfällig. »Die letzten Jahre haben mich weltfremd und menschenscheu gemacht. Wie soll ich ein heranwachsendes Mädchen erziehen?«

Er machte es ihr wahrlich nicht leicht, das Werk der Barmherzigkeit zu üben, das sie sich zu tun vorgenommen: ihm einen Strahl von Gottes lichter, warmer Sonne in sein kaltes, dunkles und einsames Haus hineinzutragen. Aber Ruth Bodenstedt war eine Frau voll zäher, ruhiger Willenskraft; eine glückliche Frau und als solche gewillt, auch andern Menschen von ihrem Reichtum mit gebefreudigen Händen auszuteilen.

»Versuch' es nur,« redete sie freundlich zu. »Schau, du stehst ja dem Kinde näher als irgendein anderer Mensch auf Erden. Und sollt' es wider Erwarten nicht glücken, so bleibt unser Haus ihr ja allzeit offen.«

Er wagte noch einen letzten Versuch. »Meinst du nicht, liebe Cousine, daß Klosterschwestern sich viel

besser darauf verstehen würden? Es gibt ja hierherum Klöster genug, und ich würde gern versuchen, die Kosten dafür aufzubringen.«

»Ein Pensionat? — Nein!« sagte Ruth entschieden. »Ob geistlich oder weltlich, tut nichts zur Sache. Die Everl ist so ein feines scheues Seelchen — die hat daheim schon zuviel erlebt und gesehen, weißt? Die darf nicht wie ein kleines Herdentier mit hundert andern zugleich aufgezogen werden, die braucht ganz besondere Aufmerksamkeit und fürsorgliche Liebe.«

Und ich — ich sollte das fertigbringen, meinst du?«

»Ja, das meine ich gewiß,« sagte sie mit einer Ruhe und Zuversicht, die ihm unbeschreiblich wohl tat und einen Rest seiner alten Willenskraft weckte. Und sogleich begann sie mit praktischem Sinn auseinanderzusetzen, wie sie sich gedacht, daß alles einzurichten sei. Möbel genug seien ja vorhanden, und für alles übrige wolle sie schon sorgen. Wenn Franz Joseph einwilligte, käme sie im Laufe der Woche herüber und richte alles für das Kind ein. Und am Sonntagnachmittag möge der geistliche Herr sich sein Pflegekind holen. Sie wußte es so darzustellen, als brächte Franz Joseph ihr ein Opfer, indem er seine Ruhe und Einsamkeit preisgab und einwilligte, an dem Kinde seiner Schwester eine kurze Zeitlang

Vaterpflichten zu erfüllen. Und niemand, Franz Joseph Reyth am wenigsten, hätte geahnt, wie schwer es der heitern Frau wurde, das Pflögetöchterchen herzugeben, das, zärtlicher und anschniegender als ihre drei wilden Buben, sich in das Herz der Pflegemutter gestohlen und darin eingenistet hatte, fast mehr als die eignen Kinder. Im Geiste schob sie ihm voll tiefen heiligen Erbarmens die junge Menschenseele hin und sprach: Gib dem Kinde, was du noch zu geben hast! Pflanze köstlichen Samen in die empfängliche junge Seele ein, damit du selber begreifst, daß, wer noch andern etwas zu geben hat, nicht arm ist, sondern reich!

Und in dem Bestreben, sich dankbar zu erweisen, einen kleinen Teil seiner übergroßen Schuld abzutragen, willigte er ein. Nicht leichten Herzens; die neue, so ganz ungewohnte Ausgabe flöbte ihm Scheu und Furcht ein.

Während sie noch redeten, kam Eva zurück. Sie hatte nicht nur die Wirtsfrau Babette besucht, sondern auch die Bekanntschaft Fräulein Linas, ihrer großen grauen Katze und des Teckels Männe gemacht, worüber sie eingehend und eifrig berichtete.

Ein scheues Lächeln stahl sich über des Pfarrers hageres Antlitz, ein Lächeln, das für die Frau ihm gegenüber etwas Ergreifendes hatte, weil es sie an den

Franz Joseph von früher erinnerte und ihr zugleich den himmelfernen Unterschied zwischen beiden zeigte, dem Manne hier und dem Knaben und Jüngling von einst.

»Was meinst du, kleine Eva, möchtest du bei mir bleiben? In dem alten Rumpelkasten hier und bei deinem brummigen alten Onkel?« fragte Reyth.

Ruth legte ihren Arm um des Kindes Schultern. »Glaub' ihm nicht, Everl, er ist weder alt noch brummig. Er hat das beste Herz, das du dir denken kannst, und weiß die allerschönsten Tiergeschichten. Jedes Vogerl kennt er beim Namen und versteht zu deuten, was eins singt und das andre pfeift. Schau, und wann's Frühling wird, da geht er mit dir ins Feld und erzählt dir Wunderdinge von jeder kleinsten Kreatur draußen im Land, und zuletzt gefällt dir's so gut, daß du gar nicht mehr zu uns nach Weidenhof zurück magst, gelt?«

Das Kind sah mit großen erwartungsvollen Augen zu ihm auf, und ihm war, als lüfte sich für die Dauer einer Sekunde ein Zipfel jenes düstern Schleiers, der ihm seit Jahren über der einst so heißgeliebten Gotteswelt gelegen, als zeigte ihm eine Hand das unberührte jungfräuliche Neuland, in das er Geist von seinem Geiste pflanzen sollte. Er hätte diese kluge und



gütige Frauenhand ergreifen und in heißer Dankbarkeit küssen mögen, die ihm, dem von der Welt Ausgestoßenen, dem mißachteten Sünder und Büßer, das überreiche Gnadengeschenk ihres Vertrauens entgegenbrachte, ihn dadurch gleichsam wieder hineinzuschieben versuchte in die Reihen der rechtschaffenen Menschen, die leben und wirken und Gutes tun dürfen. Kein unlauteres Begehren war in ihm, keine heiße Sehnsucht nach der in vergangenen Jugendtagen erträumten Seligkeit, nur tiefe, wunschlose überströmende Dankbarkeit.

Er begnügte sich mit einem einzigen warmen, festen Händedruck, dann wandte er sich an das Kind und suchte in freundlichem Geplauder das junge Herz zu gewinnen und das eigne Gleichgewicht wiederzufinden.

Kurze Zeit später fuhr der Schlitten vor.

Als Reyth in sein Zimmer zurückkehrte, über dem es noch wie ein Hauch von Leben und Fröhlichkeit lag, stand er auf der Schwelle still und blickte auf den weißgedeckten Tisch mit den zusammengesobenen Tassen, deren Goldränder im Lampenschein blinkten, und faltete die Hände und sagte laut: »Herrgott, ich danke dir für diesen letzten Sonnenstrahl im alten Jahr!« Und kam sich vor, als träume er, daß nun seine

Einsamkeit aufhören und ein junges Menschenkind, das zu ihm gehörte, fortan bei ihm leben, und daß er, er des elternlosen Kindes Lehrer, Erzieher und Vater sein sollte.

Aber der Rückschlag kam bald genug.

Nicht bloß der quälende Husten, auch seine aufgestörten Gedanken ließen ihn in dieser Nacht keinen Schlaf finden. So lag er die langen totenstillen dunklen Stunden, und neben seinem Lager hockten mit grämlicher Miene die kaum überwundenen Zweifel, starrten ihn aus düster drohenden Augen an und verzerrten sich zu riesengroßen Schreckgebilden. Er fühlte das Fieber wie einen breiten Feuerstrom durchs seinen Körper rasen und stechende Schmerzen in allen Gliedern, und die kurze Freude wandelte sich ihm zur ungeheuren Last, die seine Schultern kaum erschleppten. Ein erstickendes Angstgefühl packte ihn, er zitterte vor der Größe und Schwere der übernommenen Pflicht. Und beinahe ein Haß und Zorn gegen Ruth regte sich in ihm. Wie konnte sie ihm das aufhalsen? So ganz aus eigener Machtbefugnis, ohne ihn auch nur zu fragen oder ihm Zeit und Ruhe zu vernünftiger Überlegung zu lassen! Die Gedanken bohrten und stachen in seinem Gehirn, der Kopf schmerzte ihn fast unerträglich. Wie zerschlagen stand er am Morgen auf und konnte nur mit Aufbietung aller

Willenskräfte eine stille Messe lesen. Die Neujaars-Buß- und Strafpredigt blieb den Moosbachern erspart.

So ging es ein paar Tage in schwerem körperlichem Unwohlsein und peinigender innerer Unruhe. Zehnmal war Reyth drauf und dran, seiner Cousine abzuschreiben.

Das Mißtrauen regte seine schwachen Flügel und raunte ihm zu: Das mit dem Kommunionunterricht ist ja nur ein Vorwand! Sie wollen dir einen Aufpasser ins eigne Haus setzen, sie trauen dir nicht.

Er ballte die Fäuste, knirschte mit den Zähnen. Doch dann wieder sah er Ruths klare vertrauensvolle Augen auf sich gerichtet, ihm fiel ein, wie sie schon als Kind und heranwachsendes Mädchen sich immer der Schwachen und Unterdrückten angenommen, ein gutes Wort für jeden gefunden hatte. Da sah er ein, daß er ihr unrecht täte, und begriff, daß es seine Pflicht sei, die Aufgabe zu erfüllen, die sie ihm zugedacht.

Und eines Nachts, als das Fieber ihn nur so schüttelte und sein Gehirn wie mit lauter rieselnden, mahlenden Sandkörnchen angefüllt schien, kam ihm ein traumhaftes Erinnern, wie seine Schwester einmal in einer Kinderkrankheit an seinem Bettchen gesessen und ihm kühlende Umschläge gemacht hatte. Wie in einer Vision sah er ihr liebevolles junges Gesicht sich

über ihn beugen, fühlte förmlich die wohltuende Berührung ihrer leichten schmalen Mädchenhände. Da dachte er aufstöhnend, es müsse doch gut sein, eine kleine liebe Schwester um sich zu haben, und in seinen fieberhaften Träumen schmolzen ihm Mutter und Kind in eins zusammen. Am nächsten Morgen ließ er den Doktor holen, und als der ihn mit etlichen Chininkapseln und ein paar Tagen Bettruhe und ordentlicher Pflege wieder auf die Beine gebracht, hatte Franz Joses Reyth sich mit der neuen Wendung seines Lebens abgefunden. —

Um Mitte Januar hielt Eva Richter ihren Einzug in die Moosbacher Pfarre. Reyth hatte sich noch nicht zu einem Besuch in Weidenhof aufrufen können — seine Rekonvaleszenz gab den besten Vorwand —, so brachte Frau Ruth ihr Pflegekind herüber, hielt sich aber nur kurz auf, um sich und Eva den Abschied nicht schwer zu machen.

Fräulein Lina hatte einen Napfkuchen gebacken und eine dicke Girlande über Evas Kammertür gehängt. Überhaupt entfaltete sie ungeahnte mütterliche Talente, die bisher ängstlich verschlossen in ihrem Innern geschlummert hatten.

Schwerer gestaltete sich das Einleben mit dem geistlichen Herrn. Es war, als ob beide, das Kind

instinktiv, der Mann bewußt, fühlten, daß sie, obgleich blutsverwandt, einander doch völlig fremd seien. Scheu und befangen gingen sie umeinander herum. Reyths steife Zurückhaltung, die doch nur einer gewissen hilflosen Verlegenheit entsprang, bedrückte das Kind und machte das zutrauliche wortkarg und verschlossen. Nie redete sie den geistlichen Onkel von selber an, noch betrat sie ungerufen sein Zimmer. Diese unkindliche Scheu kränkte ihn, und wiederum litt er unter der Einbildung, in seinem Hause nicht mehr sein eigener Herr zu sein. So quälten sich beide und konnten das rechte Verhältnis zueinander nicht finden.

Eva teilte den Elementarunterricht sowie die Religionsstunden mit den gleichaltrigen Moosbacher Schulkindern, nur in einigen Fächern unterrichtete Reyth sein Schwesterkind allein. Da saß sie ihm dann so sichtbar befangen und verängstigt gegenüber und gab die verkehrtesten Antworten der Welt, daß ihn zuweilen heftige Ungeduld packte. Das waren doch erbärmliche Resultate, die die Töcherschule zeitigte! Oh, warum hatte seine Schwester keinen Jungen hinterlassen statt dieses stupiden kleinen Mädels, das ihn mit großen ängstlichen Augen anstarrte und immer kopfscheuer wurde, je mehr er mit der hellen Leuchte seiner Wissenschaft Licht in das undurchdringliche Dunkel ihres kleinen Mädchenhirns zu bringen suchte.

Dieser unerquickliche Zustand hatte vielleicht vierzehn Tage gedauert, als Reyth einmal über den Flur ging, um Eva zu ihrem Katechismus zu holen. Er hörte sie in der Küche mit der Wirtin plaudern und hatte schon die Hand auf der Klinke, als er das Kind sagen hörte: »Ich hätte lieber nicht nach Moosbach kommen sollen — der Onkel Franz hat mich nicht gern.«

Unwillkürlich blieb er stehen und lauschte. Fräulein Lina suchte es dem Kinde gutmütig auszureden, aber Eva beharrte bei ihrer Meinung, und mit der bitteren Weisheit frühreifer Kinder, die für Erwachsene etwas so erschütternd Trauriges hat, sagte sie: »Ich weiß wohl, der arme Onkel Franz hat alles hergeben müssen, damit meine Eltern heiraten konnten. Zuletzt ist er sogar Priester geworden. Aber meine Eltern waren doch nicht glücklich! Der Papa ging nach Afrika und ließ uns beide allein. Deshalb hat Onkel Franz mich auch nicht gern, Sie können mir's glauben, Fräulein Lina!«

Da schlich der Pfarrer, ohne die säumige Schülerin zu rufen, still zurück und hatte acht, daß seine Tür nicht knarrte. Und dachte an Ruths Wort von dem seinen weichen Seelchen, das nicht wie ein kleines Herdentier aufgezogen, sondern mit besonderer Liebe angefaßt werden müsse. Und fühlte sich sehr schuldig

in seinem Herzen.

An diesem Abend behielt er Eva, nachdem der Teetisch abgeräumt war, bei sich, legte ein Album mit italienischen Ansichten vor sie hin, erklärte ihr einiges und brachte sie unvermerkt ins Plaudern. Vom Geschichtsunterricht auf harmlose kleine Schulerlebnisse, von der Schule auf zu Hause und Vater und Mutter, was ihr gerade in den Sinn kam. Sie tat es anfangs mit merklicher Scheu und Zurückhaltung, nach und nach wurde sie zutraulicher, und zuletzt geriet sie in Eifer, und die Erinnerung an ihre trostlosen Kindheitseindrücke überkam sie mit solcher Heftigkeit, daß sie beide Arme auf den Tisch legte und aufschluchzend sagte: »Bei uns war's niemals wie bei andern Leuten! Bei uns war immer Streit und Unfrieden. Papa hatte die Mama nicht mehr lieb, und Mama schalt und weinte, und zuletzt ging Papa für immer von uns fort — und eigentlich hab' ich nie einen richtigen Vater gehabt wie andre Kinder, der mich lieb hatte und mir manchmal was Schönes mitbrachte.«

Da packte es den Einsamen wie mit rüttelnden Fäusten, und ein wunderbar zwiespältiges Gefühl überwältigte ihn: halb Mitleid mit sich selbst, halb allertiefstes heißes Erbarmen mit dem Kinde, das noch einsamer war als er selbst, weil es nie eine rechte

Heimat besessen. Das noch härter litt, weil ein junges Herz des Leidens so ungewohnt ist, weil der kindliche Horizont durch seine einzige Wolke so völlig, so hoffnungslos verdüstert wird. Er hob das tränenüberströmte Gesichtchen, bettete es an seine Brust und sagte: »Wenn nicht, kleine Eva, wir zwei wollen treu zusammenhalten, und dein alter Onkel will sich Mühe geben, dir Vater und Mutter und Elternhaus zu ersetzen.«

Von diesem Augenblick an war das Eis zwischen ihnen gebrochen. Nie hätte er's für möglich gehalten, daß ein Kind sich so, gleichsam im Handumdrehen, wandeln könne. Nicht mehr verträumt und ängstlich, sondern — die klaren vertrauenden Augen auf ihn gerichtet — ganz Aufmerksamkeit, Eifer und tiefste Sammlung, saß sie ihm von jetzt an gegenüber. Und ihr Eifer steckte ihn an und riß ihn unwillkürlich mit, so daß es ihm bald eine Lust wurde, sie zu lehren. Wie ein guter Sämann streute er bedachtsam seinen Samen in das empfängliche junge Gemüt. Nicht nur die großen heiligen Glaubenswahrheiten, die sein Amt ihn sie zu lehren hieß; nein, auch Dinge und Kenntnisse dieser Welt, vieles, was er einst mit heißem Wissensdurst in sich ausgenommen oder in glühender Begeisterung selbst erlebt; was Jahr um Jahr versunken und vergessen im tiefsten Schacht seines Wesens



begraben gelegen, und was er nun aus Schutt und Trümmern wieder ausgrub: die großen stillen Wunder der Natur wie die Schätze antiker Kunst und moderner Wissenschaft und die eigne Kindheitserinnerung an jene harten großen Tage voll Blut und Eisen, in denen das einige Deutschland geboren ward.

Er fühlte es selbst, wie bei dem innerlichen Auftauen sein ganzes Sein und Wesen sich langsam wandelte.

Es war die Zeit der Neujahrseinsegnung, an der die Gebirgsbewohner noch mit zäher Treue festhalten, wo sie ihre Ehre dareinsetzen, den Herrn Pfarrer aufs beste zu bewirten. Reyth hatte sich, zum heimlichen Ärger von Glöckner und Ministranten, die großen Schmausereien energisch verboten; ganz entkam er der gutgemeinten bäuerlichen Gastfreundschaft trotzdem nicht, denn ohne einen Trunk und Kosthappen ging es nirgend ab, und hierbei geschah es mehr als einmal, daß in Ungeschick oder schadenfroher Absicht ein Wort fiel, das dem Pfarrer bitter genug offenbarte: Wir wissen's wohl und haben's nicht vergessen, was du für einer bist!

Aber er biß die Zähne zusammen und nahm sein Joch auf sich.

Beim Lehnbauern, dem entlegensten Gehöft des

Dorfes, kam er früher als erwartet. Der Bauer riß die Stubentür auf und schrie hinaus: »Bring an Wein, Lenerl, schnell, tummel' dich!« Ganz aus der Fassung gebracht, kam die Bäuerin mit Flasche und Gläsern von ihrer Arbeit herbeigelaufen, bot dem Küster das erste Glas und entschuldigte sich dann verlegen: »Ja, ich weiß halt doch nich, ob der Herr Pfarr Hochwürden an Wein trinken darf?« Der derbe Puff des Bauern kam zu spät, das Unglückswort, dem man es anhörte, wie oft es schon von Mund zu Mund gewandert, war gesagt — peinliche Stille herrschte in der überheizten niedern Bauernstube.

Reyth nahm die Sache mit Humor. »O ja, der Herr Pfarrer *darf* schon ein Gläsel Wein trinken. Auf Euer Wohl, Lehnbäuerin!«

Vor drei, vier Wochen hätte er's nicht fertiggebracht, heute, er wußte selbst nicht weshalb, nahm er den kleinen Zwischenfall harmloser auf. Machte es das liebe Kindergesichtchen, das sich daheim wartend an die Scheiben drückte und aufleuchtete, wenn er die Straße heraufkam, daß er die Dinge jetzt so viel leichter trug? Oder merkte er doch, daß er hier langsam, langsam Fuß zu fassen begann? Zuweilen, wenn er mit Everl durchs Dorf ging, sprach ihn dieser und jener an; die anfängliche Scheu, das Mißtrauen gegen den Neuen, der aus der Strafanstalt

kam, verlief sich im Sande, weil es trotz allen Spürens keine Nahrung fand. Und dann — er mußte halt doch kein ganz Schlechter sein, daß er's sein Schwesterkind nicht entgelten ließ, was er um »seine Leute« gelitten. Das brachte ihn den Leuten menschlich näher. Und sein mannhaftes Auftreten damals den Holzknechten gegenüber, das sich im Dorf herumgesprachen, flöbte ihnen Respekt ein. Auch in die Kirche kamen sie wieder pünktlicher, und selbst der keckste Jungbursch rückte die Kappe, wenn der Pfarrer des Weges kam. Ja, eines Tags meldete sich sogar einer von den rauflustigen Böhmischen, der über einen prächtigen Baß verfügte, zur Aufnahme in den neugegründeten Gesangverein, der des Pfarrers Werk war — oder eigentlich Evas; und das kam so: eines Sonntags zwischen Suppe und Braten begann die Everl, die jetzt schon recht zutraulich mit dem Herrn Onkel wurde: »Das muß ich sagen, zu häßlich singen die hier bei euch, Onkel Franz! Da hättest du unsern Chor bei den Tilsiter Schwestern oder den Kirchenchor in Nieder-Weidenhof hören sollen, das klingt ein bisserl anders. *Fein*, sag' ich dir!«

Nach vielem Zureden ließ sich die kleine Kritikerin bewegen, dem geistlichen Onkel das geschmähte Lied mit ihrem seinen Stimmchen besser vorzusingen als die Moosbacher Schulkinder es je fertiggebracht.

Hingegen bestand sie energisch auf ihrer Bedingung: der Onkel müsse sie dazu begleiten.

So kam es, daß Franz Joseph Reyth seine Finger zum erstenmal auf die vergilbten Tasten des von seinem alten Vorgänger überkommenen Harmoniums legte.

Ein Marienfest stand vor der Tür. Reyth sprach mit dem Lehrer: »Wär' es nicht möglich, den Kindern das Muttergotteslied sorgfältiger einzustudieren?« Der alte Mann, mit Arbeit überbürdet und von gichtischen Schmerzen geplagt, zeigte keine große Lust in der kalten Kirche zu üben. Da übernahm es der Pfarrer selbst. Und als er merkte, wieviel gutes, aber ungeschultes Material in der Gemeinde vorhanden war, verlas er am nächsten Sonntag eine Aufforderung, junge Leute, die Lust hätten, sich zu einem kirchlichen Gesangverein zusammenzutun, möchten sich bei ihm melden.

Es kamen etliche; man sah, die Leute begannen, sich an ihren Pfarrer zu gewöhnen. So wurde es ihm leicht, auch einen andern Plan auszuführen. An den Sonntagabenden der Fasten, während draußen der Schnee stiebte und das weltentlegene Gebirgsnest immer tiefer und weicher einbettete, versammelte er die heranwachsenden jungen Leute im Pfarrhause, las

ihnen vor und erzählte ihnen. Ein paar der intelligenteren mußten ihm helfen, die ganz verstaubte und vernachlässigte Pfarrbibliothek zu ordnen. Er packte seine Kisten aus, suchte und fand zwischen seinen eignen Büchern manches, was ihm geeignet schien; und Sonntag um Sonntag mehrte sich die Schar derer, die in groben Schuhen nach dem Hochamt die ausgetretenen Stufen der Pfarrtreppe hinaufstampften, um neue Bücher zu begehren, weil die träge stumpfe Bauernseele, um die sich jahrelang keiner bekümmert, sich den Schlaf aus den Augen rieb und anfang, mit wacheren, helleren Blicken um sich zu schauen.

Mitten in den tiefen Frieden dieser vorösterlichen Tage dröhnte eines Mittags das gellende Läuten der Sturmglocke und rief alles, was die Beine rühren konnte, hinaus auf die Straße. Seit Tagen schon hatte der Wind aus Süden geblasen und war in der Nacht zum heulenden Schneesturm umgeschlagen. Droben auf der Langenwand lagen noch Unmassen alten Winterschnees, halb zermürbt von der Sonne und durch die eigne Schwere ins Rutschen gebracht, bis die nächste Frostnacht sie wieder oberflächlich festigte. Längst war der Dorfbach ausgefert, in reißenden braunen Wogen schoß und gurgelte das sonst so friedlich träge Wässerchen zu Tal, Felsblöcke und entwurzelte Stämme mit sich reißend. Um ihn und sein

unheimlich Wachsen sorgten die Moosbacher und hatten tagelang gearbeitet, um ihre Brücke zu festigen. Jetzt war sie durch Sandsäcke und Strauchwerk gesichert, an Schlimmeres dachte keiner.

Da, am Sonntag Lätare um die dritte Stunde nachmittags, kam ein Mann ins Dorf gerannt, schweißtriefend, atemlos: »Zu Hilfe, ihr Leut', eine Lahn' ist von der Lungenwand niedergegangen, hat die Rodlerhütten droben am Hang verschüttet!«

Eine Lawine?! Herrgott! — Seit Menschengedenken hatte man das nicht erlebt! Seit Menschengedenken freilich auch nicht solchen Schnee, wie der heurige Winter gebracht. Um Lichtmeß hatte es angefangen und hatte ununterbrochen drei Wochen oder vier so fortgeschneit. Sie rannten auf die Straße. Sie schrien durcheinander. Schon kamen die Besonnensten mit Schaufel und Hacke und liefen die Straße aufwärts gegen die Hänge zu. Mit unter den ersten der Pfarrer, dem der Glöckner die Schreckenskunde zugerufen, als gerade der heilige Segen beginnen sollte. Im Augenblick begriff er, was hier not tat, warf die priesterlichen Gewänder ab, Kreuz und Monstranz vertauschte er mit der Schneeschaufel, und nun voran mit den übrigen. Manch einer, der die wohlverdiente Sonntagsruh im behaglichen Ofenwinkel sonst um keinen Preis

hingegen hätte — was gingen ihn die böhmischen Spektakelmacher an oder die Försterwitwe, das uralte überständige Weiblein? —, er holte die Schaufel und trabte mit. Im langen schweigenden Zuge ging's mühsam aufwärts, denselben schmalen steilen Waldweg, wo Reyth damals im Advent seinen vergeblichen Versehgang gemacht. Und heut'? Harrten seiner droben die Lebenden oder die Toten? Oder Sterbende vielleicht, halb Erstickte, Erstarrte, denen das Brot des Lebens und das heilige Öl nötiger tat als irdische Hilfe?

Vorwärts, immer weiter durch den tiefen Schnee, im schüttenden Flockengewirbel, das der heulende Märzsturm ihnen ins Gesicht blies. Endlich lichtete sich der Wald, das schmale Hochtal tat sich auf, und mit einem Blick übersahen sie das Gräßliche: Von den drei Hütten unterhalb der Langenwand keine Spur, nichts als eine ungeheure, in erstarrten Wellen hingelagerte Schneewüste — wie hoch, wie tief, gar nicht zu messen in diesem wilden, wirbelnden, augenverblendenden Flockentanz.

Der Lehnbauer mit seinen Leuten war schon zur Stelle und übernahm als Erfahrenster das Kommando.

»Hierher, ihr Leut'! Immer geradaus auf den breiten Riß dort im Felsen zu. Gerad' drunter liegt das

Auszüglerhäusl der Försterwitwe.«

Und nun ging's an das schwere, mühevollere Rettungswerk — rastlos, stundenlang. Mitten unter den andern der Pfarrer, grabend, keuchend, schweißtriefend wie sie alle. Wohl erlahmten ihm die Arme von der ungewohnten Arbeit — er biß die Zähne zusammen und schaufelte weiter. Sein langes Gewand hemmte ihn, er schürzte es herauf; naß war er bis auf die Knochen — was schadete es? In aller Sorge und Unruhe, in allem herzklopfenden Bangen um die lebend Begrabenen fühlte er — ein wunderliches Doppelleben seiner Seele — ein froheres Aufatmen, ein Erlöstsein ohnegleichen. Daß er hier stand, mitten unter seinen Bauern, und die Schaufel schwang, arbeitete im Schweiß seines Angesichts wie sie, gab ihm ein Hochgefühl, wie er's lange nicht mehr empfunden. Als ob erst diese Stunde, die harte, schwere Arbeit im Dienst der Nächstenliebe, das in der Tat vollbrächte, was Ruths mitleidige Hand einst zu tun versucht, ihn wieder eingliederte in die Reihen der werktätigen rechtschaffenen Menschen.

So ging es stundenlang bis zum sinkenden Abend. Der Schneefall hatte aufgehört, eine kalte sternklare Nacht brach an. In der achten Stunde stießen sie gegen die erste Hüttenwand, schaufelten die Tür frei und gruben das alte, von Entsetzen gelähmte Weib aus



ihrem ungeheuren Schneegrabe heraus. Und rastlos ging's weiter in zwei langsam vorrückenden Reihen. Die Böhmen hatten den ganzen Sonntagmorgen seit drei Uhr früh gearbeitet; es war gegen Gesetz und Herkommen, aber der Förster hatte es stillschweigend geschehen lassen, um vor drohendem Tauwetter noch die Schneebahn auszunutzen und ein paar hundert gefällte Stämme zu Tal zu schaffen. Jetzt stand er in dreifacher Sorge und rührte die Hände, um seine Leute herauszuschaukeln, die nach schwerem Morgenwerk für ein paar Stunden Ruhe gesucht und im tiefsten Schlaf von der Lawine überfallen waren. Er schielte auf den Pfarrer. Würde der jetzt nicht scheltend predigen: Das kommt davon, wenn die Leute Sonntags knechtliche Arbeit tun müssen, statt in die Kirche zu gehen nach Gottes Geheiß!? Wär' die Sonntagsschänderei nicht gewesen, so säßen die siebzehn jungen Kerle jetzt heil und gesund drunten im Dorf!

Er ließ ein Wörtchen fallen, das wie eine Entschuldigung klang; der Pfarrer hielt einen Augenblick inne, stützte sich schweratmend auf die Schaufel und wischte mit dem nassen Soutanenärmel den Schweiß von seiner Stirn.

»Ja, ja, Förster, wir müssen halt alle miteinander unsre Pflicht tun,« sagte er. Weiter nichts. Kein

nutzloses Schelten, keine langatmige Predigt. Und der Förster gelobte sich's in seinem Herzen: das will ich ihm gedenken!

Ein Freudengeschrei brach aus, das von den Wänden widerhallte und den schlafenden Winterwald zu wecken schien. Fast zu gleicher Zeit stießen die Vorscheufler beider Kolonnen auf die Rodlerhütten, und — Gott sei gelobt! — alle siebzehn wurden noch lebend herausgeholt; dem einen waren freilich ein paar Rippen zerdrückt, ein anderer hatte beide Beine gebrochen. Von einem zum andern ging der Pfarrer, tröstete die Verwundeten, die man auf Tragbahren bettete, labte die Taumelnden, halb von Sinnen gekommenen mit belebendem Kirschgeist und hörte von erblaßten zitternden Lippen ein stammelndes »Vergelt's Gott!«

Als Reyth in tiefer Nacht heimkehrte, kauerte auf den untersten Treppenstufen im kalten Flur ein kleines verummeltes Menschenkind, das krampfhaft die milden Augen aufriß und mit einem erstickten Freudenschrei in die Höh' sprang, gradwegs in seine nassen lahmen Arme hinein. Er wollte schelten, da schluchzte das Kind: »Ich hatte solche Angst um dich, Onkel Franz! Wenn du nicht wiedergekommen wärest — ich weiß nicht, was ich getan hätt'!« Und die Wirtin, die mit der Lampe gelaufen kam und

vorsorglich einen heißen Trunk und gewärmte Decken in Bereitschaft hielt, erzählte ihm später: sie hätte die Everl tagsüber wahrhaftig einsperren müssen! Zehnmal wär' sie drauf und dran gewesen, dem Herrn Onkel nachzurennen in den Wald und das wüste Schneewetter, um mit zu helfen. Und statt ins Bett zu gehen, wie die Wirtin sie geheißen, war sie von der Treppe nicht wegzubringen gewesen.

»Hast du ihn denn so lieb, den alten Onkel?« fragte Reyth am nächsten Morgen das überwachte blasse Kind.

Da schlang sie die Arme um seinen Hals und drückte ihr Gesicht gegen seine Wange; die ganze schwächliche kleine Gestalt zitterte vor Erregung »Du darfst nicht fort, du mußt immer bei mir bleiben, Onkel Franz! Ich hab' ja sonst keinen als dich!« kam es in schluchzenden Lauten.

»Aber deine gute liebe Tante Ruth, Kindl — Everl!«

Sie schüttelte den Kopf. »Du bist doch der nächste, der liebste! Zu dir gehör' ich. Tante Ruth sagt das auch.«

Da zog er sie an sich, ergriffen von der Liebe dieses Kindes, die er nicht gesucht, die ihm als unverdientes Gnadengeschenk in den Schoß gefallen war.

Am nächsten Sonntag hielt der Pfarrer ein feierliches Dankhochamt — und diesmal fehlte keiner aus der ganzen Gemeinde. Unter der Orgelempore nahe der Kirchtür standen im Feiertagsgewand die Böhmischen, Hut in der Hand und den Blick stramm zum Altar gerichtet. Und nach dem Amt kam einer nach dem andern in die Sakristei: »'gelt's Jhna Gott, Herr Pfarr Hochwürden, Jhna und all die andern! Verdient ho mer's net um Sie, aber gellns, Sie san net mehr bös von wegen dazumal?«

Seitdem hielten die Rauflustigen Frieden.

Auch das also ein Werk, an dem der Pfarrer mitgeholfen. Franz Joseph Reyth, der Säufer, der Sünder, der Büßer, den kein Mensch auf Erden so tief verachten konnte, wie er in Not und Schmach sich selber verachtet hatte.

Er begriff das kaum, und dennoch, wenn er auf das Kind blickte, wußte er, *wer* den ersten lebenspendenden Hauch in sein ödes Dasein gebracht und den Fluch der Vergangenheit in gesegnete Gegenwart umgewandelt hatte. War's nicht, als ob sein Leben und Wirken erst den rechten Zweck und Inhalt bekommen hätte, seit das Kind auf leichten Sohlen durch das unwohnliche alte Haus schritt?

Hatte Ruth Bodenstedt vorahnend das gewußt? Und

das *beabsichtigt*, als sie hartnäckig auf ihrem Willen bestand?

Langsam gruben sich Reyths Gedanken bis zu dieser Erkenntnis durch, und doch ahnte er längst nicht alles. Nicht die ganze Größe und Tiefe dieser Frauenliebe, die sich in langen Leidens- und Reifejahren zu reinster Freundestreue abgeklärt und das Kind Eva in gute Schule genommen hatte. In die beste; denn Jahr und Tag hatten der Pflegemutter Herz und Hände zielbewußt und in der Stille sie auf dieses Amt vorbereitet: zu sühnen, was Eltern und Großeltern einst an diesem Menschen gesündigt hatten.

Franz Joseph Reyth empfand das tief. Auch wenn sie nicht bei ihm war, wenn er allein über seinen Büchern saß, schlug doch zuweilen der Laut ihrer Stimme, ein schneller leichter Schritt, ein helles Auflachen an sein Ohr, und er wußte, daß sie da war, in seinem Hause, unter seinem Dache, sein kleiner lieber Kamerad. Sein Pflegekind, das nichts von Schuld und Schmach seiner Vergangenheit wußte, das an ihn glaubte, ihm vertraute, das mit seinen reinen Händen unablässig an der Arbeit war, Stein um Steinchen sein zerbrochenes Leben wieder auszubauen. Das arm gewordene reich zu machen durch unzählige kleine Liebesdienste, die der Einsame, Hartgewohnte dreifach dankbar hinnahm.

Nie fehlte auf seinem Schreibtisch ein Strauß von Wintergrün und leuchtendroten Beeren. Er selbst hatte das Everl, belustigt, halb und halb gerührt, heimlich beobachtet, wie sie in seinen schweren, riesigen Wasserstiefeln und hochgeschürzten Röckchen querfeldein durch den tiefen Schnee gestiegen war, um die Kiefern- und Stechpalmzweige am Waldrande für ihn zu brechen. Oder — als der Frühling schon von den Tälern auf die Berge gestiegen kam und mit klaren sonnigen Märzaugen Morgen für Morgen in das verschlafene Waldnest hineinlachte und mit liebkosendem Finger die ersten Kätzchen aus den schlanken sanftgeschwellten Weidenruten hervorstreichelte — ein wahrer Riesenstrauß der silberschimmernden weichen glänzenden Dinger — weiß Gott, wo das Kind sie hergeholt, oder wer ihr des geistlichen Onkels Vorliebe für diese holdesten Frühlingsboten verraten hatte!

Reyth staunte oft über das sorglich Frauenhafte in Evas Wesen und Hantieren, das ihren Jahren weit voraus war, und erinnerte sich an Ruths Wort: »Dein Hausmütterchen wird sie sein.«

Was wär' ihm jetzt ein Junge gewesen? Er lächelte über sein unwirsches Wesen während der ersten Wochen. Dies kleine Mädchen hatte ja ein so viel feineres, verständnisvolleres, seinem eignen Ich

verwandteres Wesen als ein wilder lärmender Junge. — Und es kommt vielleicht für jeden, und sei es der härteste, stolzeste und rauheste Mensch, einmal im Leben die Stunde, wo er sich nach dem sanften Streicheln einer Frauenhand sehnt.

Ungewöhnlich spät kam diesmal Ostern ins Land, und manchen Abend, wenn Reyth im Dämmern am Fenster stand und über die sprossenden Saatenfelder hinüberblickte auf den bläulich schimmernden Wald am Bergeshange, in dessen Schatten und Einschnitten noch Reste alten Winterschnees lagen, während hinter ihm in der Tiefe des Zimmers ein behender Schritt hin und wieder ging, sein kleines liebes Hausmütterchen sorglich den Tisch deckte, spielte ein Lächeln um des Pfarrers herbe Lippen, kam ein hellerer Schein in seine sinnenden Augen.

Ostersonnabend.

Da lag seine Predigt. Die Homilienbücher des alten Vorgängers brauchte er nun nicht mehr. Er hatte genug von seinem Eignen zu geben. Reiche Schätze der Menschenliebe barg seine Seele, die jetzt gehoben wurden; neu erschlossen der sprudelnde Quell des Gottvertrauens, mit dem er die Durstenden, die aus weiten mühseligen Wegen Ermatteten, die Kummerbeladenen seiner Gemeinde zu erquicken

strebte.

Aufstehend schob er das Predigtbuch beiseite, da klappte es auseinander und heraus fiel ein vergilbter Kalenderzettel. Er hob ihn auf und las die Verse, die er schon einmal, vor Monaten, gelesen, mit dem Refrain: »Ach, *nur ein bißchen Freude!*«

Und seine Hände falteten sich, seine Augen wurden feucht. Was kein ausgelassenes Becherrundgeläute in der Jugend ihn hatte vergessen machen, keine harte Büßerschaft im Mannesalter ihm wiedergeben konnte, das hatte das winzige Fünkeln Freude, der kleine liebevolle Sonnenstrahl vollbracht, den Gott der Herr selber ihm angezündet hatte.

Und heut' war Ostersonnabend. In acht Tagen sollte das Kind, das seine unwürdige Hand zum heiligsten Gang vorbereiten durfte, zum Tisch des Herrn gehen.

Er hörte sie nebenan. Da gedachte er ihr etwas mitzugeben auf den Lebensweg, rief sie zu sich herein, legte den Arm um sie und sprach: »Merk' es dir, Eva, mein liebes Kind: Gebet und Arbeit tut's nicht allein — Freude, ein bißchen Freude ist der Sonnenschein für die Welt und für unser Leben, das Beste und Größte, was wir zu geben haben. Deine Tante Ruth hat dies schon immer gewußt und danach getan, und von ihr wollen wir beide es lernen: ›So arm ist keiner, daß



er nicht andern, die noch ärmer sind, Gutes tun, ein wenig Freude und Sonnenschein in ihr Leben tragen könnte.<<<

Heller Sonnenschein auch in seinem Leben!

Und in dieser unbeschreiblich hohen Fest- und Feierstimmung stand er am Ostermorgen und blickte über seine Gemeinde, auf stumpfe und ergebene, auf ungeduldige und träge, auf gleichgültige und andächtige Gesichter.

Und redete zu ihnen, wie er in seinem ganzen Leben noch nicht geredet: aus der Fülle seines zitterndem dankbaren, übervollen Herzens heraus, daß manches Antlitz sich staunend hob und andre sich erschüttert neigten und nicht bloß auf der Weiberseite manches Auge feucht wurde. Von dem dunklen Tal, durch das wir alle in Mühsal wandern das ganze lange Jahr. Und manchen dünket wohl der Weg zu hart und die Bürde allzu schwer, Mut und Hoffnung gehen verloren. Bis das Auferstehungsgeläut uns weckt und wir oben aus dein Berge Umschau halten. Zurück in die Vergangenheit, vorwärts in die Zukunft.

»Seien wir ehrlich bis ins tiefste Herz hinein: hat der Herr über Leben und Tod, er, der Krankheit und Gesundheit, Mißlingen und Gedeihen gibt, hat er uns ganz und gar im trostlosen Dunkel allein gelassen? Uns

kein einziges tröstlich Sternlein angezündet? Nicht jedem von uns, auch dem Ärmsten, dem Kummergebeugten, Verlassenen, wenigstens *ein* Fünkchen Trost und Hoffnung gegeben? Einen winzigen Sonnenstrahl, der das Dunkel durchbricht?

»Oh, seien wir in dieser Stunde, da wir Rechenschaft fordern, da wir uns auflehnen möchten gegen die Hand, die uns gezüchtigt, redlich und ehrlich gegen uns selbst! Müssen wir nicht alle aus tiefstem Herzen bekennen: Was der Herr uns auch genommen, wie hart er uns geschlagen: er gab uns doch auch gute und lichte Stunden, Augenblicke, wo wir aus Herzensgrund das Wort sagen konnten, das wir so oft gedankenlos hingesprochen: Gott sei Dank!

»Und sollte hier unter euch, unter uns allen heut' ein einziger stehen, der all die Monate und Wochen dieses Jahres vergeblich durchsiebt und *nichts* gefunden hätte, nichts als Leid und Jammer und Bitterkeit des Herzens — ich kann mir's nicht denken; aber sollte dennoch einer unter uns so arm, so gottverlassen sein — meine Lieben, wir sind ja Landleute: wir haben im Herbst das Samenkorn in die Erde gelegt, das nach dem Lauf der Dinge gekeimt ist und ausgewachsen und den langen Winter über draußen unter der schützenden Schneedecke lag und dem Frühling entgegenschlummerte. Und ich sage euch, so gewiß

der letzte Schnee hinwegtaut, wenn seine Zeit gekommen ist, und die grünen Halme unsrer Wintersaat ihr Haupt erheben und Luft und Sonnenschein darüber hingehen wird und sie erstarken und wachsen lassen, daß sie herrliche Frucht bringen — so gewiß wird auch für unsre trauernden Herzen ein linder Frühlingswind wehen und eine neue Sonne uns scheinen. Machen wir nur Herz und Augen offen für Gottes Sonnenschein, und heben wir unsre Hände auf und bitten um seinen Segen. Und seien wir dessen gewiß: noch keiner, der an seine Tür geklopft hat an dieser heiligen Stätte, ist ungetröstet von hinnen gegangen, und aus allem Erdenleid werden wir siegreich auferstehen, wie Christus, der Herr, auferstanden ist von den Toten. Amen.«

Es war eigentlich keine Oster-, es war eine Neujahrspredigt, dieselbe, die er seinen Pfarrkindern damals schuldig geblieben, und deren Text er dem heutigen Festtage angepaßt hatte — und doch so wenig dieselbe, wie er seitdem ein anderer geworden war. Seine Moosbacher waren's auch so zufrieden. Sie wußten längst, was sie an ihm hatten. Seit jenem Sonntag Lätare hätten sie ihn um keinen andern mehr getauscht.

Nicht alle trabten wie sonst ungesäumt ins Wirtshaus oder hatten es eilig, zu ihrem Suppentopf

nach Hause zu kommen. Etliche blieben an der Kirchtür stehen und warteten geduldig, bis daß der Pfarrer herauskäme. Und rückten die Hüte, drängten sich einer nach dem andern herzu und schüttelten ihm die Hand: »Gesegnete Ostern, Herr Pfarrer!« Und zwei oder drei, denen die Predigt besonders nahe ans Herz gegangen, wollten noch etwas hinzufügen, ließen's aber dann doch in unbeholfener Scheu, nickten nur bedachtsam hinter ihm her und hielten die Mütze noch in der Hand, als er längst schon den Steig hinunterging. Aber er hatte es doch wohl gelesen in diesen unbewegten gebräunten Gesichtern, darein glühende Erntesonne und bittere Winterkälte, Sturm und Schnee und Hagel, schwere Tagesfron und schlaflose Sorgennächte der Runen schon so viel gegraben, daß kaum noch Platz war für die feineren Schriftzeichen, die seine höhere Intelligenz und seine warme Menschenliebe so gern noch hineingeschrieben; aus ihren Augen, aus ihren Mienen mochte er's herauslese, daß er ihnen heut' um ein gut Teil näher gekommen. —

Erhobenen Hauptes ging er über den kleinen Friedhof, wo er damals im Novemberregen seinen Einzug gehalten, und wo heut' frühlingssjunge Gräser über verfallenen Gräbern sproßten, fühlte über sich Gottes warme Sonne und blauen Frühlingshimmel und

empfand es so tief, wie er's noch nie in seinem Leben empfunden: Es gibt Zeiten, wo die Menschenseele den Grabstein von sich wälzt, um Auferstehung zu feiern nach dem urewigen Gesetz der Natur. Und wie es Ostern geworden in diesen rauhen Bergtälern, so war auch Ostern und Osterfreude in ihm. Und seine Seele breitete froh und weit ihre Schwingen aus.

---